PFREUNDSCHUH
in Heidelberg

GERHARD PFREUNDSCHUH

Familiengeschichte

2.2 Oberland trifft Unterland (Teil 2)

Gerhard Pfreundschuh

Unsere Familie

Eine Familien-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte
aus dem deutschen Südwesten

Buch II – Oberland trifft Unterland

Georg und Emilie als Familie

Teil 2

Heidelberg 2010

In Neustadt auf dem Schwarzwald (1901 – 1904)

Die junge Liebe und die Heirat von Emilie und Georg II haben wir bereits miterleben dürfen. Wir besuchen die beiden jetzt, nachdem sie am 22.02.1902 in der Großherzoglichen Residenzstadt Karlsruhe geheiratet hatten. Wir dürfen annehmen, dass sie ihren Hausstand im Gasthof zum Bären begründet haben. Jetzt musste Georg II nicht mehr zum Essen, sondern nur noch zum Dienst über die Straße. Und er fühlte sich wohl im Bären. In seinem Gedichtsband war der erste Abschnitt „Briefe an die Braut“ der Emilie gewidmet. Der zweite Abschnitt trägt die Überschrift „Unsere Familie“. Und das erste Gedicht wurde im November 1902 in Neustadt verfasst. Schon die Überschrift ist bezeichnend für unseren schwärmerischen und ideal gesinnten Georg II.

MEIN HIMMEL AUF DER ERDE

Ich bin so gern, so gern daheim,
daheim in meiner stillen Klause.
Wie klingt es doch im Herzen wohl,
das liebe traute Wort „Zu Hause“.
Und nirgends auf der weiten Welt
fühl’ ich so frei mich von Beschwerde:
Ein braves Weib, ein herzig Kind,
das ist mein Himmel auf der Erde!

Allabend wenn der Tag zu Ruh’
und ich mich leg’ zum Schlummer nieder,
dann bete ich zum Herrn der Welt,
es schließen sich die Augenlider.
Ich falte meine Hände fromm
zu ihm, der einstens sprach: Sein werde!
Du guter Gott, erhalte doch
mir meinen Himmel auf der Erde!“

Neustadt, November 1902

Allerdings haben Georg II und Emilie im Bären nicht nur glückliche Tage erlebt. Denn mit 20 bis 30 Jahren sind wie oben dargestellt alle Geschwister von Emilie verstorben. Sie war die Einzige, die eine Familie gründen konnte. Im Jahre 1902, dem Heiratjahr und dem Geburtsjahr meines Vaters, ist am 10. Dezember die älteste Schwester, die Marie II, gestorben. Sie war 28 Jahre alt. Und so war das erste gemeinsame Weihnachtsfest traurig. Ich kann mir das gut vorstellen, weil mein Bruder Jürgen auch gestorben ist, als er 18 und ich 20 Jahre alt war. Auch er ist im Spätjahr gestorben und das darauf folgende Weihnachtsfest wäre wohl nicht zum Aushalten gewesen. Doch meine Patentante Traudel und ihr Mann, der Onkel Fritz, haben uns dann nach Düsseldorf eingeladen. Wir haben dort Weihnachten gefeiert, und das war eine große Hilfe. Am schwersten dürfte es im Jahre 1902 die Mutter, also die Marie I, getroffen haben. Das bringt Georg II in seinem obigen Gedicht zum Ausdruck (S. 33).

Manchmal hat die liebe „Milli“ auch geknurrt und gebrummt. Dann hat Georg II in Versform um Vergebung und Versöhnung gebeten, so in einem Gedicht vom 18.07. 1903 aus dem heimatlichen Heidelberg.

AN MEINE MILLI!

Sag', Lieb, verdient' ich Rüge?
Vergaß ich wirklich Dein?
Sprach nur von Trug und Lüge
so manches Kärtchen mein?

Wußt's nichts von heißen Tränen,
von Augen, die oft trüb,
nichts von des Herzens Sehnen
nach Kind und Dir, mein Lieb?

Ich hab' von Dir geredet,
ich dachte stündlich Dein,
ich hab' für Dich gebetet,
für Dich und 's Söhnlein klein.

Auch heute will ich flehen
zu Dir, Gott, innig schön:
"Gib Segen, Wohlergehen
mein'm Lieb auf Schwarzwalds Höhn!"

Heidelberg, 18.7.1903

Beruflich war das Jahr 1902 für Georg II erfolgreich. Er wurde Badischer Beamter auf Lebenszeit, Amtsnotar mit einem festen Jahresgehalt von 2.000 Mark und 660 Mark Wohnungsgeld, außerdem Inhaber der Großherzoglichen Notarstelle in Neustadt. Die folgende Seite zeigt die Ernennungsurkunde, von Großherzog Friedrich I. persönlich unterschrieben.

Ein Anfangsgehalt von 2.000 Goldmark war respektabel. Der Honorarprofessor Rudolf His, den die Universität Heidelberg und die Großherzogliche Regierung halten wollten, bekam 1.500 Mark (1904), der junge ordentliche Professor Karl Heinsheimer 4.200 Mark und 1.200 Mark Wohnungsgeld (1907). Der angesehene Staatsrechtler Georg Meyer erhielt 1889 bei seinem Ruf an die Universität Heidelberg ein Jahresgehalt von 7.500 Mark. Die Professorengehälter waren höchst unterschiedlich. Sie wurden ausgehandelt und reichten (ausnahmsweise) bis fast 10.000 Mark (Richard Schroeder 9.400 Mark Gehalt und 660 Mark Wohnungsgeld, 1888); je nachdem wie viel sich die Großherzogliche Regierung eine Kapazität kosten lassen wollte oder konnte. Hinzu kamen bei den Professoren die Hörergelder von den Studenten. Einige Villen am nördlichen, Neuenheimer Neckarufer lassen noch heute den damaligen Professoren-Wohlstand erkennen. Auch der berühmte Max Weber (1864 – 1920) und seine Frau Marianne residierten hier. Die Villa hatten sie über die Frau geerbt. (Bei Georg II kamen zum Gehalt noch die Notargebühren. Mein Vater meinte einmal, Georg II habe durch die Notargebühren sein Einkommen verdoppeln können. Doch wie reimte mein Großvater so schön: „Vor Kapitalanlagen bewahren uns der Kinder Magen.“)

Friedrich,
von Gottes Gnaden
Großherzog von Baden,
Herzog von Zähringen.

Wir haben Uns gnädigst bewogen gefunden, den Referendär Dr. Georg Pfreundschuh aus Rastatt zum Notar im Amtsgerichtsbezirk Neustadt zu ernennen, demselben mit Wirkung vom 1. Juni l. J. den tarifmäßigen Anfangsgehalt von 2000 M

— : Zweitausend Mark : —

nebst dem gesetzlichen Wohnungsgeld der III. Dienstklasse zu verwilligen und seinen Einkommensanschlag auf 2620 Mark, nämlich an Gehalt auf 2000 Mark und an Wohnungsgeld auf 620 Mark festzusetzen.

Dessen zur Versicherung haben Wir die gegenwärtige, mit dem Staatssiegel versehene Urkunde eigenhändig unterzeichnet.

Gegeben zu Karlsruhe, den 1. Juni 1902.

Friedrich

v. Dusch

Bestallung
für
den Notar Dr. Georg Pfreundsch
in Neustadt.

Auf Seiner Königlichen Hoheit
Höchsten Befehl
Hassencamp

Soweit der Text der Urkunde in deutscher Schreibschrift ausgefertigt ist, lautet er:

> Wir haben Uns gnädigst bewogen gefunden, den Referendär[1] Dr. Georg Pfreundschuh aus Rastatt zum Notar im Amtsgerichtsbezirk Neustadt zu ernennen, demselben mit Wirkung vom 1.Juni l. Js. [= laufenden Jahres] den tarifmäßigen Anfangsgehalt[2] von 2000 M.
>
> ----- Zweitausend Mark ------
>
> nebst dem gesetzlichen Wohnungsgeld der III. Dienstklasse zu bewilligen und seinen Einkommensanschlag auf 2620 Mark, nämlich an Gehalt auf 2000 Mark und an Wohnungsgeld auf 620 Mark festzusetzen.
>
> Dessen zur Versicherung haben Wir die gegenwärtige, mit dem Staatssiegel versehene Urkunde eigenhändig unterzeichnet.
>
> Gegeben zu Karlsruhe, den 1. Juni 1902
>
> Friedrich [= Friedrich I.]
>
> [Großes Staatssiegel]
>
> Bestallung
> für
> den Notar Dr. Georg Pfreundschuh
> in Neustadt
>
> Auf Seiner Königlichen Hoheit
> Höchsten Befehl
> Hassencamp

.

Der Großherzog persönlich hat damals noch die Ernennungs- und Versetzungsurkunden seiner wenigen, sorgfältig ausgewählten Beamten unterschrieben. (Ich besitze zwei weitere solche Urkunden, die mir meine Patin Traudel in schönen Rahmen schenkte. Die obige Urkunde hatte der Onkel Hans, und Simone schenkte sie mir.)

„Auf seiner Königlichen Hoheit Höchsten Befehl: Hassencamp“ (rechts unten), musste es wegen des Verfassungsrechts in einer konstitutionellen Monarchie (= Monarchie mit Verfassung) heißen. Erst dann konnte die Urkunde wirksam werden. Denn der Großherzog war der unantastbare Monarch. Er konnte nicht angeklagt und nicht vor ein Gericht gestellt werden. „Seine Höchsten Befehle“ wurden aber erst ausgeführt, wenn der dafür zuständige Beamte „gegenzeichnete“, also unterschrieb und die Verantwortung dafür übernahm. Zeichnete er einen rechtswidrigen „Höchsten Befehl“ gegen, dann konnte er an Stelle des Großherzogs (oder allgemein des jeweiligen Monarchen) vor Gericht angeklagt werden. War der Beamte von der Rechtswidrigkeit einer Großherzoglichen Anordnung überzeugt, dann musste er zuerst „remonstrieren“ (= Gegenvorstellungen vortragen) und dann straffrei (!) von seinem Amt zurücktreten. Im späten 19. Jahrhundert überlegte sich ein Fürst, ob er das wollte oder konnte.

(Diese Sachen weiß ich seit meinem 14. Lebensjahr. Damals habe ich in mein noch vorhandenes Tagebuch eingetragen: „Treibe seit langem täglich Staatsrecht. Bilde eine Idealverfassung.“ 24.01.1956. – In unserem Bücherschrank stand nämlich wie gesagt das Staatsrechtsbuch unseres Georg II: „Lehrbuch des Deutschen Staatsrechts“ von Georg Meyer[3], ordentlicher Professor an der Universität Heidelberg, erschienen Leipzig 1891, 3. Auflage. Vor allem schrieben damals die Juristen noch so verständlich, dass sogar ein Schüler alles verstehen konnte. Georg Meyer war zu seiner Zeit ein sehr

[1] Entspricht dem heutigen „Assessor“. Die Gerichtsreferendare hießen in Baden „Rechtspraktikanten“.
[2] Süddeutsch hieß es und österreichisch heißt es noch „der“ Gehalt, nicht „das“ Gehalt (s. Duden).
[3] Es ist der eben erwähnte Georg Meyer mit dem ansehnlichen Jahresgehalt von 7.500 Goldmark.

geachteter und bei den Studenten beliebter Staatsrechtler.[4] Den Wälzer habe ich damals ganz durchgearbeitet. Der Staat, seine „Organe“ und seine Funktionsweise haben mich brennend interessiert. Das habe ich viel spannender und wichtiger gefunden als unregelmäßige griechische oder lateinische Verben.)

Baden war ein kleines Ländle. Es wurde äußerst sparsam regiert und hatte nur drei Ministerien, nämlich das Innenministerium, das Finanzministerium und das Außenministerium.[5] Später fiel das Außenministerium weg. Die Justiz und die Kultur wurden aus dem Innenministerium herausgenommen und in einem eigenen Ministerium zusammengefasst. Nach dem „Badischen Geschäfts-Kalender“ von 1888 gab es weiterhin nur drei Ministerien und das Kabinett, das sich „Staatsministerium“ nannte. Präsident des Staatsministeriums und Staatsminister war Dr. Turban. Wir können ihn mit einem Ministerpräsidenten vergleichen. Den Vorsitz im Staatsministerium führte der Großherzog. Turban leitete zugleich das Innenministerium. Dazu kamen das Finanzministerium sowie das neue „Ministerium der Justiz, des Kultus und Unterrichts“. Die Finanzverwaltung war vorbildlich, so vorbildlich, dass sogar das „Finanzamt“ eine badische Erfindung und Wortschöpfung ist. Baden wurde allgemein in Deutschland das „Musterländle“ genannt. Erst als wir 1952 mit Württemberg vereinigt wurden, ist das „Muster“ weggefallen und seither leben wir nur noch im „Ländle“, wie sich Baden-Württemberg gern und bescheiden nennt.

Doch Baden war in seiner damaligen Gestalt noch ein ganz junges, von Napoleons Gnaden entstandenes Ländle. Die Großeltern von Georg und Hermine, von Marie und Vinzenz sind noch nicht als Badener auf die Welt gekommen. Sie sind alle in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zwischen 1770 und 1789 geboren; und da lebten die Leute noch im Alten Reich, im „Heiligen Römischen Reich deutscher Nation“. Manche sagen, es sei von Karl dem Großen (768 – 814) gegründet worden, andere meinen erst Otto der Große (936 – 973) sei der Erbauer gewesen. Jedenfalls galt eine geradezu mittelalterliche Reichsverfassung mit einem Kaiser an der Spitze. Die meiste politische Macht lag aber bei den Reichsständen, den reichsunmittelbaren Ländern.

Die Großeltern von Georg I in Uissigheim waren Landeskinder des Erzbischofs und Kurfürsten von Mainz. Alle Vorfahren von Hermine waren Vorderösterreicher am Hochrhein und im Breisgau. Die Großeltern von Vinzenz und Marie waren Untertanen der Fürsten von Fürstenberg in Donaueschingen.

Das alles änderte sich mit Napoleon (1769 – 1821), dem Kaiser der Franzosen (1804 – 1814/15). Er hat Deutschland, vor allem im Süden und Westen neu gestaltet. Baden, Bayern und Württemberg sind in ihrer heutigen Gestalt damals entstanden. Ihr Enkel und Urenkel solltet euch Napoleon einmal genauer ansehen. Vielleicht lest ihr einmal ein Buch über ihn. Oder ihr schaut euch einfach im Internet bei Wikipedia sein aufregendes und außergewöhnliches Leben an. Napoleon hat als Kind und Erbe der Französische Revolution (1789) das alte Europa über den Haufen geworfen. Sein kleines Bild steht noch heute im großen Wandschrank in meinem Büro; ein Regalbrett über den Rechtsbüchern von Georg II.

[4] Schroeder, Klaus-Peter, „Eine Universität für Juristen und von Juristen“ – Die Heidelberger Juristische Fakultät im 19. und 20. Jahrhundert, Tübingen 2010, zu Georg Meyer siehe u.a. S. 278 ff.
[5] Heute hat Baden-Württemberg sieben, das kleine Saarland sogar acht Ministerien.

Das Bild ist entstanden, als Napoleon Kaiser war. Es stammt von meiner Mutter. Und deren Vorfahren, auch noch ihr Vater und sie selbst bei ihrer Geburt waren Landeskinder der Wittelsbacher. Die Residenzstadt war Heidelberg und ab 1777 München. Doch von 1797 bis 1815 war die linksrheinische Pfalz Frankreich einverleibt, ein Teil von Napoleons Kaiserreich und in „französische“ Departements zerstückelt. Aus dieser Zeit stammt auch das Napoleon-Bild. Unsere Pfälzer Vorfahren haben es aufgehoben. Meine Mutter meinte öfter mit einem entschuldigenden Unterton: „Napoleon war schlecht für uns Deutsche, aber er war ein großer Mann und das Bildle is’ schön.“ Es ist dann immer in unserem Herrenzimmer in der Beethovenstrasse etwas versteckt im Wandwinkel zum breiten Blumenerker gehangen.

Die Sophie Eiling, das war die Oma von meiner Frau Birgit, hat Napoleon immer als Satan oder Teufel bezeichnet. Er war ihr noch richtig nah und lebendig vor Augen. Ihre Vorfahren stammen aus dem Münsterland. Dort hatte von 1803 bis 1813 Napoleon ein Königreich Westfalen errichtet und an einen Verwandten vergeben. Napoleon war der tatsächliche Herrscher über ganz Europa, außer über England. Er war Nationalist und

Diktator, aber kein Massenmörder wie später Hitler oder Stalin und Mao. (Insgesamt war das 20. Jahrhundert viel grausamer und blutiger als 19. Wie wird wohl das 21. werden?) Wie Hitler ist dieser Kaiser der Franzosen dann in Russland in Schnee und Eis mit seiner Großen Armee (700.000 Mann) gescheitert. Darauf wurde er gemeinsam von Russland, Preußen, Österreich, England und Schweden besiegt. Die Franzosen verehren ihn noch heute. Sein eindruckvolles Grab ist im Invalidendom von Paris.

Kehren wir zurück ins Musterländle Baden. Im 19. Jahrhundert hatte Baden zweimal mit seinen Herrschern und deren Politik außerordentlich Glück. Da war zunächst der schon erwähnte Karl Friedrich, der von 1746 bis 1811 regierte. Nach einigem Zaudern und Zögern setzte er auf das richtige Pferd. Er erkannte früh, dass Napoleon der aufsteigende und zunächst unbesiegbare Herr Europas war. Kronprinz Karl heiratete daher Napoleons Adoptivtochter Stephanie Beauharnais. Baden gehörte zu den Gründungsmitgliedern des Rheinbundes. Dieser war ein 1806 auf Veranlassung Napoleons geschlossenes Bündnis von 16 süd- und südwestdeutschen Fürsten. Sie erklärten sich unter französischem „Schutz“ am 01.08.1806 für „souverän“ und lösten sich vom Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation. Tatsächlich waren sie Vasallen Frankreichs. Dafür wurde vor allem Baden reich entlohnt. Aus dem Kleinstaat mit zerstreutem Besitz im heutigen Mittel- und Südbaden wurde ein damals lebensfähiger Mittelstaat vom Bodensee bis zum Main mit über 1 Million Einwohner (1811). – Es gab auch schmerzliche Nachteile. Zwar wurden die Rheinbundstaaten nicht im gleichen Maße wirtschaftlich ausgeplündert wie die verloren gegangenen linksrheinischen Gebiete; aber für die napoleonischen Kriege mussten sie große Geldsummen und starke Hilfstruppen bereitstellen. Über 6.000 Badener mussten mit nach Russland ziehen. Und ein Bruder meiner linksrheinischen Pfälzer Vorfahren ist, wie der Stammbaum zeigt, als „französischer“ Soldat in Russland gefallen. – Für das Haus Baden hat sich letztlich das Geschäft mit Napoleon gelohnt. Denn dank kluger Diplomatie hat der neue Mittelstaat den Wiener Kongress (1815), also die Friedensverhandlungen nach dem Sturz von Napoleon, schadlos überstanden.

Karl Friedrich war ein aufgeklärter und tatkräftiger Fürst mit ausgezeichneten, reformfreudigen Ministern. Der Leitende Minister Freiherr Sigismund von Reitzenstein (1766 – 1847) wird der „Begründer des badischen Staates“ genannt.[6] Die Verwaltung, die Wirtschaft und der kulturelle Bereich (Schule und Universität) wurden nach den Grundsätzen der Vernunft und Zweckmäßigkeit im Sinne der Zeit und der Französischen Revolution neu geordnet. Da das neue Ländle alle Konfessionen beherbergte, war es ausgleichend und segensreich, dass Karl Friedrich Religionsfreiheit und geistige Toleranz gewährte.

Baden hat dann im Jahr 1818 die erste moderne Verfassung im Sinne der Schlussakte des Wiener Kongresses (1815) erhalten. Bayern folgte wenig später im gleichen Jahr. (Über diese beiden Verfassungen habe ich vor allem meine Dr.-Arbeit geschrieben. Dabei habe ich entdeckt, dass unser Vorfahr Dionys Pfreundschick im Anhang der Badischen Verfassung als gewählter Wahlmann[7] für Uissigheim aufgeführt ist.)

Doch alsbald kam auch für Baden, insbesondere durch die Politik der Restauration in Preußen und Österreich (Metternich), eine Zeit der Verfassungskämpfe, der Reaktion

[6] Schnabel, Franz, Sigismund v. Reitzenstein – Der Begründer des badischen Staates, Heidelberg 1927
[7] Die Bevölkerung konnte zunächst nicht unmittelbar die Landtagsabgeordneten wählen. Sie mussten Wahlmänner wählen und die wählten in einem weiteren Wahlgang die Abgeordneten der 2. Kammer.

und der Revolution (1818 – 1852). Der Schwager von meinem Altvater Eduard Prinz (Ahnenbild von 1849), ist wie gesagt als Hauptmann in der Badischen Revolution 1849 gefallen (Näheres beim badischen Stamm). Trotzdem bekam Baden die erste fortschrittliche Kommunalverfassung nach belgischem Vorbild. In ganz Deutschland berühmt wurden die liberalen badischen Politiker wie Karl von Rotteck (1775 – 1840) und Karl Theodor Welcker (1790 – 1869), aber auch die Revolutionäre Friedrich Hecker (1811 – 1881) und Gustav von Struve (1805 – 1870).

Nach der Badischen Revolution beruhigte sich die innen- und außenpolitische Lage sehr schnell durch den Regierungsantritt des Großherzogs Friedrich I. (1852 – 1907). Er war der zweite Glücksfall für Baden im 19. Jahrhundert. (Er hat oben die Ernennungsurkunde von Georg II unterschrieben.) Er setzte auf die preußische Karte und das war wie schon bei Karl Friedrich keine idealistische, sondern eine realistische Politik. Im Spiegelsaal des Schlosses von Versailles hat er 1871 das Hoch auf den König von Preußen und „Deutschen Kaiser" ausgerufen und damit der Reichsgründung den letzten Anstoß gegeben.

Friedrich I. heiratete 1856 die Prinzessin Luise, Tochter des preußischen Königs. Das war bereits ein Bekenntnis zu Preußen. Dagegen war die starke Stimmung im Volk für Österreich. Nicht nur die brutale Niederschlagung der Badischen Revolution durch die preußischen Truppen war unvergessen. Zweidrittel der Badener waren katholisch. Und die Südbadener hatten sich nur widerwillig von Österreich getrennt. Noch bei der altbadischen Bewegung nach 1950 sagten viele: „In Südbaden sind die Altbadener so stark, weil die eigentlich wieder Vorderösterreicher werden wollen. Zu Baden wollten sie ja auch nicht." Diese Volksstimmung und die Vorstellungen seiner leitenden Minister hat Friedrich I. dann 1866 beim deutsch-deutschen Krieg berücksichtigen müssen. Und so ist Baden mit Württemberg und Bayern auf der Seite Österreichs in diesen Krieg gegen Preußen gezogen. Die entscheidende Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli 1866 beendete schnell den Feldzug zugunsten Preußens. Bei Tauberbischofsheim fand am 24. Juli ein Nachgeplänkel auf badischem Boden statt. Friedrich I. entließ die verantwortlichen Minister und eilte mit fliegenden Fahnen zu den Preußen.

Die Historiker beurteilen bis heute Friedrich I. sehr anerkennend.

> „Friedrich I. war ein Glücksfall für Baden, seine Bewohner und die deutsche Politik. Er ist die überragende Persönlichkeit unter den badischen Großherzögen. 55 Jahre lang bestimmte er die badische Politik und verschaffte seinem Land durch sein Eintreten für die Bildung eines durch Preußen geführten Nationalstaates hohes Ansehen und einen bedeutenden Einfluss auf die Reichspolitik. Er wurde zur Vaterfigur des Badener Landes. Der 1826 geborene Fürst hatte seine Ausbildung nicht nur auf dem Kasernenhof erfahren. Friedrich studierte in Heidelberg und Bonn, wobei ihn vor allem das Geschichtsstudium bei den Heidelberger Professoren Ludwig Häusser und Friedrich Schlosser in einem kleindeutsch-liberalen Sinn prägte."[8]

Wie ungünstig es gewesen wäre, auf die österreichische Karte zu setzen, habe ich erst als angehender Geschichtsstudent in Innsbruck erfahren. Dort lehrte ein Südtiroler, der beliebte und temperamentvolle Professor Franz Huter (1899 – 1997), Österreichische Geschichte. Ein Höhepunkte seiner Vorlesungen war immer das „Tiroler Heldenjahr 1809" (Andreas Hofer). „Bittschön, ein Taschentücherl mitzunehmen – zwecks der Tränen", hieß es da. Die zweite, unübertreffliche Glanzleistung lieferte er bei der Darstellung des Sturzes von Napoleon, des Wiener Kongresses (1815) und seinen

[8] Schwarzmaier, Hansmartin (u.A.), Geschichte Badens in Bildern – 1100 – 1918, Stuttgart 1993, S.220

Folgen. Mit den Augen zur Saaldecke gerichtet, mit voller, leidenschaftlicher Stimme klagte Huter an: „Und dann kam Österreichs historischer Fehler! Während Preußen an den Niederrhein vorstieß, kehrte Österreich dem Oberrhein den Rücken. [Huter verschließt mit den Händen die Augen. Einige Augenblicke entsetzte Stille im Hörsaal.] Nicht im Deutschen Bund, nein, in den endlosen Weiten der ungarischen Tiefebene und in Oberitalien suchte die Monarchie ihre Zukunft. Mehr noch, die alten Habsburger Stammlande in Südwestdeutschland und in Elsass wurden aufgegeben – gegen einen Vielvölkerstaat!“ Ja, die österreichischen Studenten – und auch ich – waren den Tränen nah und konnten die Dummheit nicht begreifen.

Metternich hatte die verrückte Idee, einen italienischen Staatenbund unter österreichischer Führung zu gründen. Der Rheinbund von Napoleon lässt grüßen. Was das Volk wollte, hier die Italiener, interessierte Metternich nicht. Er hat die kommende Entwicklung völlig falsch eingeschätzt.

Die letzte echte Chance, das deutsche Elsass und Lothringen zurückzuholen – etwa im Tausch gegen den französischsprachigen Teil der Österreichischen Niederlande (Wallonien) – wurde vertan. Die österreichischen Niederlande entsprachen in etwa dem 1830 entstandenen Belgien. Schon Karl Theodor von Pfalz-Bayern hatte um 1778 mit Habsburg vereinbart, diese Gebiete gegen Altbayern (also ohne die Kurpfalz) zu tauschen. Er wollte ein Reich am Rhein. Das Herzogtum Berg mit Düsseldorf gehörte ihm schon. Es kam zum Bayerischen Erbfolgekrieg. Vor allem Friedrich II von Preußen, der sog. „Große“, wollte kein starkes Österreich. Österreich hat beim Wiener Kongress beachtliche Gebiete innerhalb des Alten Reiches (1806 untergegangen) aufgegeben, neben den genannten Stammlanden und den Österreichischen Niederlanden auch in Oberschwaben. Nur Salzburg kam dazu. Dagegen hat sich Preußen 1815 in etwa verdoppelt. Es hatte nun Besitzungen von der Memel bis Saarbrücken. Diese territoriale Eroberungspolitik wurde bis 1866 fortgesetzt (Hannover, Hessen-Nassau mit Frankfurt am Main). Zweidrittel des Deutschen Reiches von 1871 waren preußisch, einschließlich der Stammlande Hohenzollern auf der Schwäbischen Alb, die 1849 preußisch wurden.

Und dann machte dieses alt gewordene Österreich von Metternich und Kaiser Franz, das immer noch in Dynastien und nicht in Nationen dachte, sich zum Wortführer der Restauration, der Rückständigen. Als ob nicht eine Dummheit reichen würde! „Nichts mehr war zu spüren von der Herzensgüte und Klugheit Maria Theresias, der Aufklärung und dem Reformeifer Josefs II.“. – Wer will da noch Friedrich I. von Baden kritisieren? Wer klug war, musste wie Friedrich handeln. Ob eine andere, auf Österreich ausgerichtete Politik der süddeutschen Staaten die Katastrophen des 20. Jahrhunderts mit zwei Weltkriegen und KZs uns erspart hätte? Niemand weiß es!

Großherzog Friedrich I. (1826–1907), die große Herrschergestalt Badens im 19. Jahrhundert. Das Gemälde des Hofmalers Hans Thoma zeigt den gealterten Landesvater. Friedrich I. prägte mehr als ein halbes Jahrhundert das politische Geschehen.

Georg II war gern Badener, gern badischer Beamter und mit Leib und Seele Notar. – Doch die badische Regierung in Karlsruhe war darauf bedacht, dass ihre jungen Beamten nicht nur sparsam und fleißig, sondern auch beweglich und versetzungswillig waren. Und so kam schon im Jahre 1904 der Umzug von Neustadt nach Waldshut am Hochrhein. Die Marie I hatte noch ihr Fuhrunternehmen und so dürften deren Rösser den Wagen mit dem Umzugsgut durchs enge romantische Albtal an den Hochrhein gezogen haben. Auch dem Georg II dürfte die Gegend bekannt gewesen sein. Denn

seine beiden Großeltern aus der badischen Linie sind im nahen Säckingen geboren und aufgewachsen. Das sind der Eduard Prinz und seine Frau Anna Maria, genannt Nannett, geb. Wohnlich, deren Ahnenbilder über unserem Biedermeiersofa hängen.

In Waldshut am Hochrhein (1904-1909)

Die Zeit in Waldshut muss schön gewesen sein. Mein Vater hat sich noch gut daran erinnert, denn er war vom 2. bis zum 7. Lebensjahr dort. Die Familie hat im so genannten „Rheinschlösschen“ gewohnt. Es muss ein Historismusgebäude des 19. Jahrhunderts gewesen sein, und der Name war wohl etwas übertrieben. Inzwischen ist es abgerissen und mein Landratskollege aus Waldshut meinte einmal, als ich ihn danach fragte: „Das war kein besonderes Bauwerk, kein Kulturdenkmal, wie man vom Namen her meinen könnte.“ Das sagen sie aber immer, wenn etwas abgerissen wurde.

Doch mein Vater hat erzählt, dass es dort schön war. Vor allem ist Georg II gern im Rhein fischen gegangen. Und Georg III hat es auch miterlebt, wie sein Vater einen ganz großen Karpfen oder Wels an der Angel hatte. Der hätte fast den Nachen umgerissen. Georg II hat viel Angelschnur zugeben und den großen Fisch über eine lange Zeit ermüden müssen. Es war sehr aufregend und Georg II schwitzte. Aus dem Fisch ist dann ein Festessen geworden. Dazu muss man wissen, dass ein Wels bis 3 Meter lang und 150 kg schwer werden kann, ein Karpfen immerhin bis 1 Meter lang und 20 kg schwer. Der Hochrhein war damals sehr fischreich, wie mein Vater noch wusste.

Ziemlich bald, schon am 15.05.1905 wurde in Waldshut Maria III geboren. Sie wurde später im Kreis der sieben Geschwister immer „Marax“ genannt; so wollen auch wir sie künftig nennen. Und wie könnte es anders sein, der beglückte Georg II griff zur Feder und hat uns ein Gedicht hinterlassen.

MARIAS WIEGE

Mag auch das Leben mich umtosen,
mag mir die Welt entleidet sein,
es hebt mich aus dem Gotteslosen
ein einzig-schöner Edelstein.

Nicht Goldes Wert und doch Millionen
schließt dieses Kleinod für mich ein;
ein Blick auf es muss reichlich lohnen,
ein Strahl von ihm ist Sonnenschein.

Nichts Bess’res kann gefunden werden,
vom Glück betaut ist dieser Stein.
- Gibt es war Schön’res hier auf Erden
als meines Kindes Äugelein?

Nun mag das Leben mich umtosen,
die Welt hat für mich keine Pein.
- Es hebt mich aus dem Gotteslosen
Mein einzig-schöner Edelstein!

Waldshut/Rh., im Jahre 1905

Marax (Maria III) als Bobbele in Waldshut

Von Waldshut aus besuchten Emilie und auch Georg II hin und wieder ihre Eltern. Dazu sind Kartengrüße von Georg II in seinem Gedichtsband erhalten. So schrieb er aus Waldshut an seine „Milli“, die gerade in Neustadt im Bären weilte:

„Bei uns ist alles wohl bestellt.
Georg schaut mutig in die Welt,
Papa zeigt guten Willen,
beim Wickeln und beim Stillen,
- und freut sich, dass schon morgen,
Mama wird wieder sorgen.

Gruß und Kuss, auch dem Mädi (= Anna? Denn für Wickeln und Schoppen bei Marax ist ja gerade Georg II zuständig)

Dein Georg. Waldshut, 15.IX.1907

Marax und Georg III in Waldshut

Auf dem Bild hat Georg III einen sogenannten „Kieler Knabenanzug“ an. Das ist die Uniform der Mannschaftsdienstgrade bei der Marine. Der Kaiser Wilhelm II. wollte Deutschland zur großen Seemacht machen und verkündete: „Deutschlands Zukunft liegt auf den Meeren.“ Da ist er mit der alten Seemacht England in Konflikt geraten und hat einen der Gründe geliefert, warum Deutschland langsam, aber sicher nach Bismarcks Entlassung immer mehr isoliert und damit strategisch von „Feinden“ eingekreist wurde. Doch im Volk fand er Zuspruch mit dem Wunsch nach Deutschlands Größe und kolonialer Macht. Man fühlte sich durch die späte Reichsgründung und die wenigen Kolonien in der Geschichte für zu kurz gekommen. Sogar viele, auch Heidelberger Professoren traten dem 1898 gegründeten „Deutschen Flottenverein“ bei; sie wurden die „Flottenprofessoren“ genannt. Ganz Europa schwamm auf einer nationalen Großmachtwelle. (Durch sie wurden mit dem Ersten Weltkrieg alle, nicht nur Deutschland schwer beschädigt, des alten Glanzes völlig beraubt.)

Doch plötzlich waren in ganz Deutschland für die Buben Matrosenanzüge beliebt – bis in den Schwarzwald und an den Hochrhein, wie die Bilder zeigen. In meiner Kindheit habe ich noch ab und zu Buben in diesen niedlichen Feiertagsanzügen auf der Strasse gesehen; die letzten wurden in den 40er Jahren des 20. Jahrhunderts aufgetragen.

Georg II reiste damals immer wieder einmal nach Heidelberg zu seinen Eltern. Von dort schickte er gereimte Kartengrüße.

Der Zug des Herzens führt mich an den Rhein,
ich kann’s im Festestrubel nicht verschmerzen,
ich denk’ im Geist der Kleinen, denke Dein,
umarme Euch und küsse Euch von Herzen!

Georg. Heidelberg, 20. VII. 1908

Nicht nur die Neustädter Vorfahren, also Vinzenz und Marie samt ihren Kindern, sondern auch Georg II ist gern nach Einsiedeln in die Schweiz gewallfahrt. Und auch davon sind drei schöne Kartengrüße erhalten. An die Emilie, seine „Milli“, schreibt Georg II schon aus Luzern. Er trägt sich mit frömmsten Gedanken und nimmt die Wallfahrt offensichtlich ernst.

„’ne neue Welt will sich mir hier erschließen,
des Ew’gen Schöpfung sättigt mir den Blick,
in ihr die Allmacht Gottes zu genießen,
das ist ein reines, ein erhab’nes Glück!

Mit Herzensgrüßen an Dich und die Kinder
Dein Georg. Luzern, 08. IV. 09

Aus einer anderen Postkarte aus Einsiedeln erfahren wir einen Tag später, dass Georg II mit einem Freund unterwegs und zu Späßen aufgelegt ist. So war’s eben beim „Wallen“.

Zwei Religionsbekenner
und treue Ehemänner,
die hat man hier bekehrtet,
und also sie gelehret:
‚Ihr sollt die Frau stets ehren,
ihr nimmer was verwehren!’

Georg. Einsiedeln, 09.IV.1909

Von Einsiedeln hat Georg selbstverständlich auch seiner Schwiegermutter in Neustadt Grüße geschickt; weilte Marie I selbst doch immer wieder gern an diesem Wallfahrtsort.

„Gruß sendet euer Schwiegersohn,
er weilte hier vor Gottesthron.
Er, der sonst nimmer mehr so brav,
ist heut’ geduldig wie ein Schaf.

Georg. Einsiedeln, 09.IV.09

Überhaupt hatten die Schwarzwälder, aber auch Georg II und Georg III eine große Liebe zur Schweiz und den Schweizern. Das waren nicht nur alemannische Verwandte, sondern auch freie, urdemokratische Eidgenossen. Mein Vater hat nicht nur während des ganzen Zweiten Weltkriegs, sondern auch danach, so lange ich mich erinnern kann, mittags um 12:30 Uhr die Nachrichten des Schweizerischen Landessenders Beromünster gehört. „Die sind ganz objektiv“, sagte er stets. Oft blieb dieser Sender dann eingestellt, und so ist in meiner Jugend zu uns nach Heidelberg auch Schweizer Mundart und Musik gekommen; beides gefällt mir bis heute.

Doch bleiben wir bei der Wallfahrt. Sehr bekannt ist Viktor von Scheffels[9] (1826 – 1886) Lied von der Wallfahrt ins Frankenland: „Wohlauf die Luft geht frisch und rein, wer lange sitzt, muss rosten; … ich will zu guter Sommerzeit ins Land der Franken fahren!“ Zumindest aus diesem beliebten Gesang weiß jeder, dass katholische Wallfahrten keineswegs nur freudlose Veranstaltungen waren. Ich weiß ja nicht, wie es sein wird, wenn meine Enkel oder Urenkel diesen Text lesen. Doch ich habe es noch erlebt, dass Wallfahrer von Köln am Rhein bis nach Walldürn im Odenwald bußfertig auf harten Erbsen in den Schuhen gewandert sind. (Manche sollen sie vorher gekocht haben.)

[9] Scheffel hat viel gedichtet: Studentenlieder (Gaudeamus igitur u. Alt Heidelberg, du feine), das romantische Versepos „Trompeter von Säckingen“ u.a. – Alles passt irgendwie zu unserer Familiengeschichte!

Andere dagegen – und das war vor allem früher der Fall – haben die Wallfahrt auch als willkommene Vergnügungsreise, als Ausbruch aus dem Elternhaus und dem heimatlichen Dorf verstanden. Nicht um sonst gibt es an den fränkischen, bayerischen und sogar alemannischen Wallfahrtsorten große Klosterbrauerein mit Schankwirtschaften.

Mein Vater hat immer wieder davon erzählt. Gern ist er mit seinen fränkischen Verwandten aus Uissigheim zum Kloster Engelberg bei Miltenberg gewallt. Natürlich wurden die Sünden beim steilen Aufstieg gebüßt und dann oben auch gebeichtet. Vor allem aber hat er sich an den guten roten Wein, das süffige dunkle Bier und die fröhlichen, geselligen Runden zurückerinnert. Die Kartengrüße von Georg II aus Einsiedeln zeigen schön, wie nah religiöse Sammlung und gesellige Ausgelassenheit beieinander lagen.

An die glückliche Zeit in Waldshut erinnert ein späteres Gedicht für die Familie Gut aus dem Jahr 1922. Vater Gut war wohl schon ein Studienfreund von Georg II und auch Jurist. Später lebten die Guts in Karlsruhe. Die Familien waren lebenslang befreundet. Wir werden noch einigen Gedichten begegnen, die an die Familie Gut gerichtet sind. Sie liefern uns anschauliche Berichte aus dem Leben der Familie Pfreundschuh. Auch im Abschnitt „Die Freunde der Familie“ werden wir die Guts besuchen (s. u.).

WILLKOMMENSGRUSS AN MAMA GUT!

Freude herrscht in Pfreundschuhs Hause,
ja, es jubelt Groß und Klein,
weil nach jahrelanger Pause
"Mama Gut" sich findet ein.

Mit ihr kehrt die Jugend wieder,
jener Tage Sonnenschein,
da uns Hegausängers[10] Lieder
warm beglückt am Oberrhein.

Wo wir täglich uns getroffen
in dem Schloß am Rheinesstrand,
wo ein Glauben und ein Hoffen
unsre Seelen eng verband.

Wo wir unsre Freundschaft schlossen
mitten in der Kinder Schar,
und ein jedes, unverdrossen,
hilfreich, wo zu helfen war!

Mama Gut! - Mit Dir kehrt wieder
bei uns ein ein fernes Glück!
Waldshuts Zeiten, Waldshuts Lieder,
ach, wie sehn' ich euch zurück!

Neckargemünd, 31. Mai 1922 Georg Pfreundschuh

[10] Der Hegau ist die fruchtbare Landschaft um Singen, nordwestlich vom Bodensee. Eigentlich hätten sich die Sänger in Waldshut „Hotzenwaldsänger“ nennen müssen. Doch der Hotzenwald ist arm und war verrufen. Unter dem „Hotzenblitz“ wurde in Südbaden eine Brandstiftung verstanden, um sich von der Versicherung durch Betrug einen neuen Hof zu verschaffen.

Aus der engen Beziehung zur Heimat, zu den Dörfern mit den Verwandten ist bei Georg II eine tiefe Liebe zur Natur und – wie er immer wieder sagt – zur Schöpfung Gottes erwachsen. Das zeigt schön ein Frühlingsgedicht. Es könnte aus der Waldshuter Zeit sein, denn Gebirge gab es in Sinsheim nicht.

FRÜHLING

Laue Lüfte fühl' ich wehen,
vom Olymp den Sonnenstrahl,
Frühlingsboten wohl schon gehen
durchs Gebirg' und durch das Tal.

Salamander streckt das Köpfchen,
und Waldvöglein zwitschert laut,
selbst der Täuber schwellt das Kröpfchen,
girrt verfänglich seiner Braut.

Storchenpaar ist angekommen,
hat die Liebe mitgebracht.
Dirndels Herz schlägt heiß beklommen,
weil's im Frühling Hochzeit macht.

Im April 1909 hat es dann schon wieder geheißen: „Abschied nehmen von Waldshut“. Und Georg II hat seine Gedanken und Gefühle uns in Versen hinterlassen.

ABSCHIED VON WALDSHUT

Ist es denn wahr? – Wollt ihr mich letztmals heut’ begrüßen,
ihr Schwarzwaldberge und ihr Täler einzig schön,
soll heute ich zum letzten Male hier genießen
den Blick auf wohlbekannte, mir vertraute Höh’n?

Du Bächlein, das Du rechts von mir herniederrauschest,
ist Dir bekannt, was mich, den Freund, jetzt von Dir drängt?
Du Vöglein, das Du hier zur Linken mich belauschest,
sag’ an, wer war’s, der Dir den Flug hierher gelenkt?

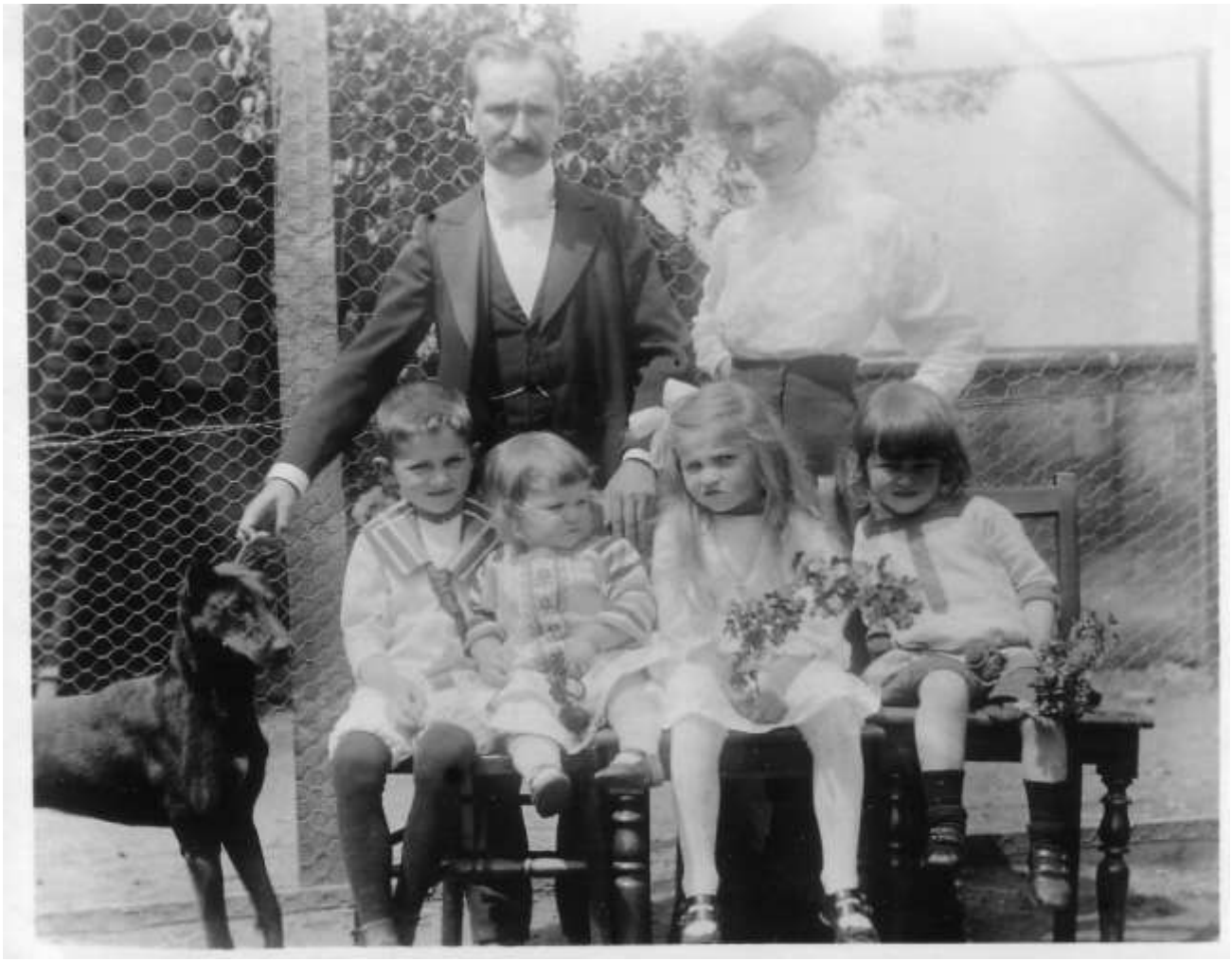
Die Heimat war’s! Die Heimat lässt auch mich jetzt scheiden,
des Schicksals Stimme ruft mich an das Mutterherz,
was lieb und gut mir hier, ich muss es ferner meiden,
des Vaters Segen winkt, ich muss nun heimatwärts!

So lebt denn wohl Ihr Berge, Ihr geliebten Höhen,
ja lebe wohl, Du friedlich stilles Schwarzwaldhaus.
Ob deinem Firste mögen Friedensfahnen wehen,
nur Glück und Freude gehe bei Dir ein und aus!

Nur Du, mein Waldshut, das hier reizend mir zu Füßen,
nimm’ Herzensdank für all das, was Du uns gegönnt,
Dich und Dein Volk laß treu mich in die Arme schließen
dann, wenn sie naht, die schwere Stunde, die uns trennt!

Waldshut, 10. April 1909 Georg Pfreundschuh

In Waldshut sind Marax (1905), Hans (1907) und Karl-Heinz (1908) geboren. Die folgenden Bilder zeigen die Familie mit den damaligen Kindern, der „Friedensware“, wie es später hieß. Denn die folgenden drei Geschwister sind während oder ganz kurz nach dem Ersten Weltkrieg in Sinsheim auf die Welt gekommen.



Auf der Bank von links: Georg III, Karl-Heinz, Marax, Hans
Damals hatten die kleinen Buben lange Haare und trugen Röcke; das war praktischer beim Wickeln. Das Bild zeigt, wie schlank Emilie auch nach sieben Geburten noch war. Denn wir müssen die verstorbenen Zwillinge und den ersten Karl-Heinz dazurechnen. Drei Kinder werden noch folgen.

Georg II – rechts mit Öl- bzw. Petroleumlampe

In Sinsheim an der Elsenz (1909 – 1920)

Die Friedensjahre im Großherzogtum und Kaiserreich

Emilie gehörte zum Schwarzwald. Sie war ein Schwarzwaldkind, die letzte echte Schwarzwälderin unter unseren Ahnen. Es ist ihr schwer gefallen, mit ihrem Mann und den Kindern Georg, Marax, Hans und Karl-Heinz ins Unterland zu ziehen.

Für „Anverwandte“ hat Georg II dies im Jahr 1909 festgehalten:

„Meine Frau kann noch nicht fassen,
Und es will ihr hier nicht passen,
Dass statt Rhein die Elsenz fließt,
Dass statt Schwarzwald man genießt,
Mittelhöhe Bergesrücken,
Üpp’ge Fluren, die entzücken,
…
Ja, sie ist ein Schwarzwaldkind
Und fürs Unterland noch blind.“

Nach allem, was wir wissen, war es das langfristige Ziel, ja der Herzenswunsch von Georg II, seiner Geburts- und Heimatstadt Heidelberg immer näher zu kommen. Das hören wir auch deutlich aus den Versen zum „Abschied von Waldshut“. Und so war es folgerichtig, dass er sich um freiwerdende Notarsposten im badischen Unterland beworben hat. Für ihn war der erste Schritt in die richtige Richtung daher das Kraichgau-Städtle Sinsheim. Elf Jahre lebte die Familie dort. Für meinen Vater waren es entscheidende Jahre. Oft hat er aus dieser Zeit erzählt. Vom 7. bis zum 18. Lebensjahr war er in „Sinse“, wie die Einheimischen den Ort nennen. Zuerst waren es schöne Friedensjahre und doch dann kam die harte Zeit des Ersten Weltkriegs.

Emilie war von Sinsheim überhaupt nicht begeistert. Von dem reizvollen Hochrhein-städtchen Waldshut mit seiner Nähe zur geliebten Schweiz, zum Bodensee und vor allem zur Heimat im Hochschwarzwald musste sie ins abgelegene Sinsheim im Kraich-gauer Hügelland. Bis dort alles hergerichtet war, ist sie zunächst einmal mit ihren Kindern zu ihrer Mutter in den „Bären“ gezogen. Mein Vater erzählte, dass er damals ein halbes Jahr in Neustadt im Schwarzwald in die Volksschule gegangen ist.

Wie stets in solchen Lebenslagen hat Georg II zur Feder gegriffen, die Lage und die Gefühle der Verwandtschaft in Gedichtsform mitgeteilt.

IN SINSHEIM AN DER ELSENZ

Heut’ nach mehr als fünfzig Tagen
will ich es denn einmal wagen
auf Papier Euch hinzuschreiben,
wie wir’s hier in Sinsheim treiben,
Sinsheim, dieser schönen Stadt,
wo’s mehr Vieh als Menschen hat,

wo man beim Spazierenlaufen
stößt auf üpp'ge Düngerhaufen,
wo die Gans in stolzem Schritte
schreitet über d' Straßenmitte,
und die Sau, zu Bauers Freud',
wohl am besten noch gedeiht.

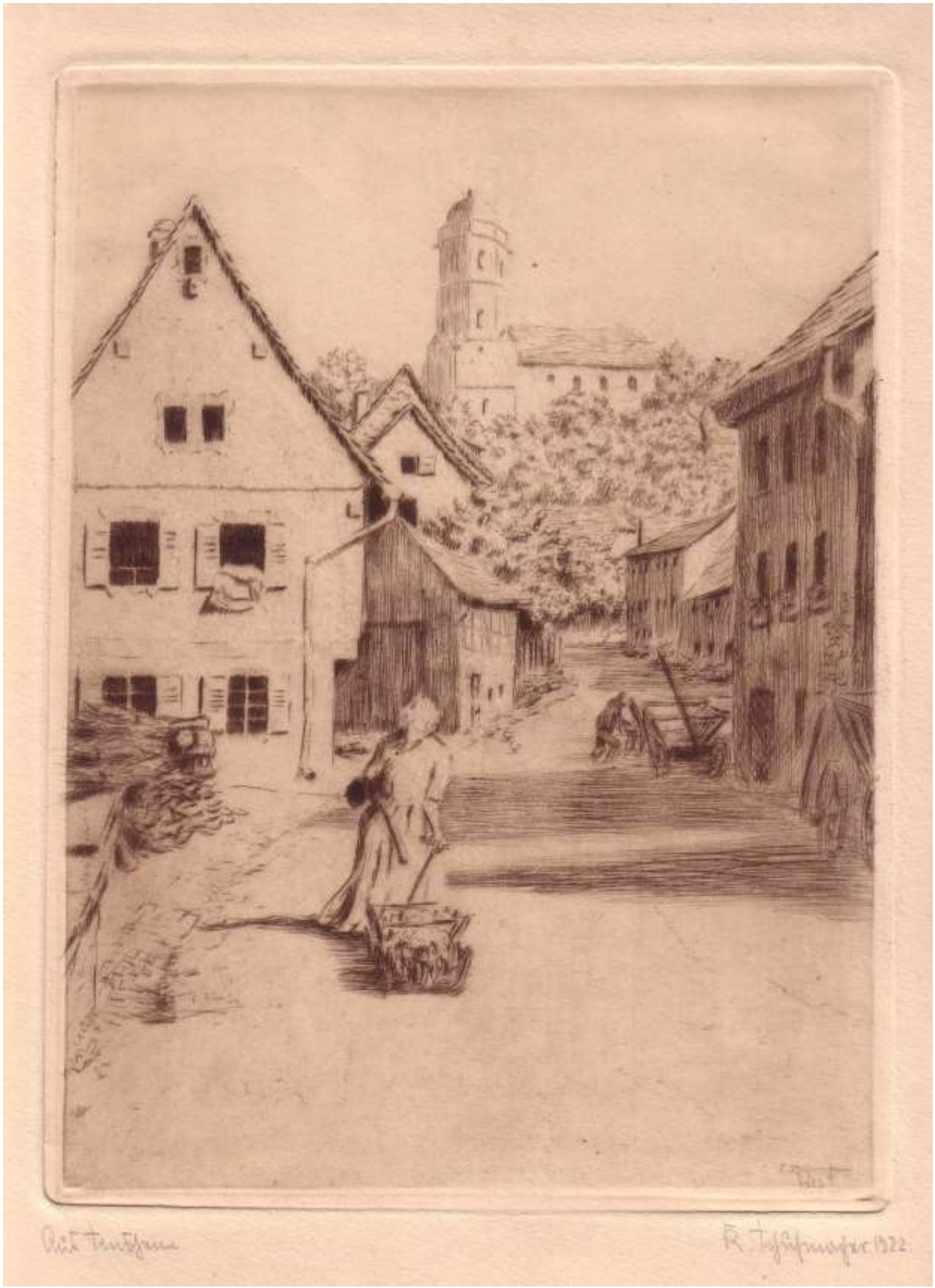
Wo der stramme Eugen Bühler
streckt nach Mädels seine Fühler,
und der Mathä Kolb gar schüchtern
sitzt zur Mitternacht noch nüchtern,
wo – ich will gewiss nicht foppen –
Schwörer meidet jeden Schoppen.
Also hier – es dünkt zum Grausen –
Müssen wir fortab nun hausen.

Meine Frau kann noch nicht fassen,
und es will ihr hier nicht passen,
daß statt Rhein die Elsenz fließt,
daß statt Schwarzwald man genießt
mittel hohe Bergesrücken,
üpp'ge Fluren, die entzücken,
daß Waldshut, die Kreishauptstadt,
mehr als Sinsheim Städt'sches hat. –
Ja, sie ist ein Schwarzwaldkind
Und für's Unterland noch blind.

Mir ist Sinsheim angenehmer,
weil der Dienst hier viel bequemer,
muss ich doch bei solchen Hitzen
nimmer wie 'ne Bratgans schwitzen,
nicht auf hohe Bergesrücken
Tag für Tag mein Rädchen drücken,
sitz' behaglich in die Bahn,
damit ist die Reis' getan.

Auch das Leben ist nicht schlecht
Und für mich als Eh'mann recht.
Ja, ich hab' – wer hät's gedacht –
Mich erst viermal aufgemacht,
um des abends auszugehen
und beim Bier mich umzusehen!

Das folgende Bild heißt: „Aus Sinsheim – K. Schuhmacher 1922“ Im Mittelpunkt ist das Wahrzeichen der Stadt, der Turm des ehemaligen Stifts zu sehen.



Vor dem Großherzogl. Notariat am Karlebuckel in Sinse (Sinsheim) mit Kuhfladen auf der Straße
von links: Marax (Maria III), Emilie, Karl-Heinz, Georg III, Hans, Georg II

Heute steht dort ein hässliches Hochhaus. Sinsheim ist baulich jetzt ein einziger Schandfleck, eine ungeordnete Ansammlung von geschmacklosen modernen Bauten.

In Sinsheim hat dann die Familie im Notariat am Karlebuckel auch eine Dienstwohnung bezogen. Sie umfasste das ganze erste Obergeschoss, also den 2. Stock nach badischer Zählart. Das Gebäude war nicht nur groß und geräumig, es hatte auch einen

schönen Hof und einen großen Garten. Auf Samstagsausflügen haben mein Bruder und ich in unserer Jugend beim Vorbeifahren das Anwesen stets bewundert. Ab und zu wurde auch angehalten und die Hinterseite besichtigt. Mein Vater hat uns gezeigt, wo er als Bub überall herumgesprungen ist. Er hat auch viele Leute in Sinsheim gekannt, den ein oder anderen mit mir besucht. Er war ja leutselig. Uns Buben hat das nicht so gefallen. Doch er ermahnte uns dann immer: „Ihr fremdelt! Des is net gut." Ich habe noch ein altes Adressbuch von Sinsheim aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg. Darin hat mein Vater mit Bleistift alle Personen angestrichen, die ihm bekannt waren. Es sind sehr viele. Mein Vater hat auch immer davon gesprochen, dass er auf dem Land aufgewachsen sei. Tatsächlich war Sinsheim damals ein typisches Landstädtle, wie es das Gedicht von Georg II schildert – mit mehr Vieh als Menschen, mehr Bauern als Bürger.

Im Hof vom Notariat am Karlebuckel von links: Georg III, Hans, Karl-Heinz, Marax

In Sinsheim haben dann auch Emilie und Georg II weitere Kinder bekommen. Allerdings liegen zwischen Karl-Heinz, der 1908 in Waldshut auf die Welt gekommen ist, und der Mechthild, die 1915 in Sinsheim geboren wurde, sieben „unfruchtbare" Jahre. Davor hat die Emilie mit einer Ausnahme (1904) jährlich ein Kind zur Welt gebracht. Drei, nämlich die Zwillinge des Jahres 1903 und der erste Karl-Heinz des Jahres 1906 sind früh gestorben.

Ob die sieben geburtsfreien Jahre schwierige Ehejahre waren, darüber wissen wir nichts. Berichtet hat die Familienüberlieferung derartiges jedenfalls nicht. Ein bisschen erstaunlich ist die Tatsache schon, denn nach der Mechthild folgte dann schon im nächsten Jahr (1916) der Hermann und als letztes Kind kam 1919 das Bobbele, die Edeltraud. Sie alle haben in Sinsheim das Licht der Welt erblickt.

Aus dem Jahre 1911 haben wir eine Postkarte von Emilie. Sie wurde am 22.04.1911 von Neustadt im Schwarzwald abgeschickt und geht an „Herrn Notar Dr. Pfreundschuh“. Emilie war also bei ihrer Mutter. Auffällig ist der sehr sachliche, emotionslose Stil.

> Lieber Georg!
> Bin gut hier angekommen und hoffe auch, dass zu Hause alles gut geht. M. u. B.. (Hausangestellte?) sollen auch die Wege säubern, d.h. von Gras reinigen im Garten u. das Holz herauf tragen in die Scheuer.
> Behalte die Kleinen munter, bis ich komme, alles andere mündlich. All den beiden Georgs zu dem kommenden Namensfeste herzlichen Glückwunsch. Sonst geht’s gut! Morgen geht’s nach Konstanz. Montag zu Lenchen[11] für ein par Stunden, welches ist Bahnstation? Stockach!
> Mit herzlichem Gruß
> Emilie.

Ein Jahr später, im Jahre 1912 hat Emilie dann Verstärkung und Unterstützung bekommen. Die „sehr resolute und gesunde“ Marie Heizmann vom Bären ist zur Familie ihrer Tochter nach Sinsheim gezogen.

Marie war damals 67 Jahre und hat den Gasthof und den Fuhrbetrieb in Neustadt aufgegeben. Am 30. Mai 1912 wurde – wie oben schon berichtet – der Bären an den Gastwirt Josef Scherrer und seine Ehefrau Marie geb. Kienzler verkauft.

An Fronleichnam 1912 hat Georg II an die Emilie („Milli“) geschrieben. Fronleichnam ist am übernächsten Donnerstag nach Pfingsten und daher meistens im Juni. Aus Sinsheim hat die Emilie ein Gedicht in den Bären nach Neustadt geschickt bekommen. Sie brauchte Trost beim endgültigen Abschied von ihrem Elternhaus.

Sinsheim, Fronleichnam 1912

AN MILLI!

Weil ich wieder gern erwarte,
einen Brief oder ’ne Karte,
ich jetzto zur Feder greife
und im Geist hinüberschweife
über Berge, über Felder,
zu des Schwarzwalds Tannenwälder,
dorthin, wo in jungen Jahren
ich der Liebe Glück erfahren,
wo Erinn’rung stets muss ehren
Zeiten, die nicht wiederkehren.
’s ist mal so der Lauf hinieden,
was ei’m gestern noch beschieden,
nennt man heut’ nicht mehr sein eigen![12]

Wie ein wechselvoller Reigen
Düngt mir oft des Menschen Leben,
das als Spielball hingegeben
zwei’n der unsichtbaren Geister
– Glück und Unglück! – wer wird Meister?
Wem von beiden wird’s gelingen,

[11] Es handelt sich wohl um Lenchen aus Uissigheim, die im Oberland Schwester war (vgl. Buch I).
[12] Wohl Anspielung auf den Verkauf des Gasthofs zum Bären.

diesen Ball ans Ziel zu bringen?
Dieses Rätsel zu entfalten,
bleibt dem Schicksal vorbehalten;
und hat dies noch nicht entschieden,
dann, o Mensch, dann sei zufrieden!
Ja, so lang' die Frage offen
Darfst Du glauben, darfst Du hoffen!

- Drum, lieb Weib, warum verzagen
jetzt, wo wir zu hoffen wagen,
daß 's Fortuna wird gelingen,
einen Treffer zu erringen,
daß auf mancher Nächte Sorgen,
folgt ein neuer Lebensmorgen!

- Kampf wird sein und immer werden
einem jeden hier auf Erden.
Kampf muss sein; denn das schafft Leben,
wenn man wirken muss und streben,
regen muss die fleiß'gen Hände
unterm Haß der Elemente.
Süßer wird die Frucht genossen,
die aus Arbeit ward gegossen,
und die Beeren warm beglücken,
die man selber musste pflücken!

Darum auf zum Kampf ins Leben!
Dafür hat uns Gott gegeben,
unsern Geist und unsre Sinne,
auf zum Schacher und Gewinne!
Nur dann kann das Leben reizen,
wenn wir mit der Müh' nicht geizen,
wenn wir wetten, wenn wir wagen,
Erdenglück und -leid zu tragen.
Wer voll Muts die Anker lichtet
und den Blick nach oben richtet,
dessen Schiff kämpft durch die Wellen,
wird an Klippen nicht zerschellen!

- Also, Lieb, nur nicht verzagen
Und den Trennungsschmerz ertragen!
Schwer ist's von der Heimat scheiden;
doch dies ließ sich nicht vermeiden.
Wer ein eigen Heim will gründen,
muss in solchen Schmerz sich finden.
Neunzig wohl von hundert Leuten
werden uns dereinst beneiden,
wenn mal alles so gewonnen,
wie ich mir es ausersonnen.

- Einen Platz dort weiter oben,
den landschaftlich alle loben,
auf ihm Menschen, bieder offen,
die noch glauben, lieben, hoffen,
und ein Heim, in dessen Frieden
wahre Häuslichkeit beschieden,

in ihm Kinder, die beglücken,
unsern Pfad mit Rosen schmücken,
reich genug, um nicht zu fragen,
langt's uns auch in alten Tagen?
Und gesund an Leib und Seele
alle Lieben, die ich zähle...
Ja, ein solches Erdenleben
kann und wird die Zukunft geben,
wenn wir jetzto weiter bauen
mit Geschick und Gottvertrauen!

- Doch Du musst jetzt an mich glauben
und mir nicht die Hoffnung rauben,
dass durch vieler Nächte Sorgen
bricht ein neuer Lebensmorgen,
daß umsonst nicht ich gelitten,
Jahre lang gekämpft, gestritten,
daß fürwahr noch hier auf Erden
uns ein Paradies wird werden!

- Mit dem Wunsche lass mich schließen
und Euch alle herzlich Grüßen
von Karl-Heinz und Hans, dem Langen,
die da lutschen Zuckerstangen,
von Mutter, der es macht Vergnügen,
auf den Sofas rumzuliegen,
und von mir, der's nicht konnt' lassen,
heute nach dem Skat zu fassen!

Georg

Offensichtlich war Marie I zu diesem Zeitpunkt gesundheitlich oder seelisch nicht in der Lage, ihrer Tochter zu helfen. Sie war schon in Sinsheim. Aus Georgs Gedicht lesen wir weiter, dass unserer Emilie die Auflösung und der Verkauf des Gasthauses zum Bären sehr nahe gegangen sind. Sie hätte das nie so deutlich ausdrücken können oder wollen wie ihr dichtender, pfälzischer Ehemann. Doch wenn sie seine Gedichte geliebt hat, wovon wir ausgehen dürfen, dann waren es für sie tröstende Worte. Georg II hat an die große gemeinsame Liebe in jungen Jahren erinnert; er hat Emilie Mut gemacht mit gemeinsamen, hoffnungsvollen Zukunftsplänen, mit den Kindern und der „wahren Häuslichkeit".

Die Mutter Marie I hat aber, nachdem sie den schlimmen Verlust des Bären überwunden hatte, überhaupt nicht mehr (wie im Gedicht) auf den Sofas herumgelegen. Im Gegenteil, sie hat alsbald in der Küche bei „denne Notars" das Regiment übernommen. Oben haben wir schon gehört, wie sie auch in Sinsheim und Neckargemünd immer Schwarzwälder Tracht getragen hat, wie der kleine Schorschel sie sonntags in die Kirche begleiten musste, wie sie nie auf Familienfotos wollte und nur ein einziges Mal abgelichtet worden ist (S. 29).

Glückliche Kinder in „Sinse“

Wichtige tägliche Ereignisse, über die mein Vater, aber auch seine Geschwister öfters gesprochen haben, waren die gemeinsamen Mahlzeiten der großen Familie. Vor und nach dem Essen wurde selbstverständlich gebetet. Mein Vater hat großen Wert darauf gelegt, als Ältester immer neben seiner Mutter zu sitzen. Elf bis zwölf Personen, so berichtet auch Georg II in seinen Gedichten, sind um den großen Familientisch gesessen. Diesen Tisch hat Georg II in Sinsheim von einem guten und ehrbaren Handwerksmeister anfertigen lassen. Er ist sehr solid, auf beiden Seiten ausziehbar und in einem gefälligen Historismus-Stil. Wohl aus Anhänglichkeit und Verbundenheit mit der Familientradition hat mein Vater das Stück bei der Erbschaftsteilung übernommen. In unserer Wohnung in der Beethovenstrasse hatte es keinen Platz. Im Büro, auf dem Speicher und sonst wo hat es jedoch die Zeiten überlebt. Schließlich ist dieser Familientisch bei Birgit und mir in Schönbrunn wieder zu Ehren gekommen und unsere vier Kinder sind an ihm groß geworden. Das folgende Bild zeigt ihn. Die silberne Zuckerdose auf dem Tisch stammt auch von Emilie.

Die elf bis zwölf Personen, die zu Georgs II und Emilies Zeiten am Tisch gesessen sind, waren die sieben Kinder, die Eltern, die Großmutter Marie I und ein oder zwei Haushaltshilfen. Auch die schlimmen Zeiten des Ersten Weltkriegs hat die große Familie an diesem Tisch überstanden, und die Emilie musste da besonders sorgfältig und genau die Fleischportionen abmessen und verteilen.

Georg III hat immer davon geschwärmt, welch glückliche Kindheit er in Sinse (Sinsheim) verlebt hat. Sein Spielparadies war das ganze Städtle. Alle gleichaltrigen Kinder waren seine Spielkameraden. Einen gewissen Eindruck vermittelt das Bild, wie der Schorschel und sein Freund Hans Münch in einer Gießkanne Maikäfer gesammelt haben. Hans Münch habe ich gut gekannt. Mein Vater war lebenslang mit ihm eng befreundet. Das Grundstück für unser Wohnhaus in der Heidelberger Beethovenstrasse hat Hans Münch 1936, also drei Jahre vor Kriegsausbruch, meinem Vater vermittelt. Göring hielt damals eine Rede: „Kanonen anstatt Butter." Da hat mein Vater eine Nacht nicht schlafen können und gesagt. „Die machen Krieg! Stecken wir unser bissel Geld in ein Haus." Die Münchs waren evangelisch und der „Vater Münch" in der Evangelischen Kirchenschaffnei Schönau leitend tätig. So haben wir einen Bauplatz zwischen evangelischen Pfarrersfamilien, sozusagen auf protestantischem Territorium bekommen. Einer der Nachbarn war der bekannte Pfarrer Maas, der immer sehr freundlich zu mir war. Im Dritten Reich hat er vielen jüdischen Bürgern geholfen und zu meinem Vater damals plötzlich gesagt: „Wir sind Freunde!" (mehr in Buch III).

Mein Vater Georg III (rechts) mit seinem Freund Hans Münch beim Sammeln von Maikäfern. Die Freundschaft bestand lebenslang.

Aber der Schorschel war, das hat er auch später gern und mit einem gewissen Stolz zugegeben, ein großer Lausbub. Und er hat nicht so viele, dafür aber recht schöne Spielsachen bekommen. Vor allem hat ihn die Technik begeistert. So brachte ihm das Christkindel eine Dampfmaschine, die wir noch heute haben, und einen „Meccado"-Baukasten, der einem Märklin-Baukasten ähnlich war. Mit dem Hans Münch zusammen hat er sogar an der Technischen Hochschule Karlsruhe zwei Semester Maschinenbau studiert. Der Hans blieb dabei, der Schorschel hat wie gesagt auf Jura umgesattelt.

Auch ein Luftdruckgewehr hat der Schorschel einmal geschenkt bekommen. (Auch das haben wir noch.) Und da erzählte er uns immer wieder einmal mit dem Ausdruck des tiefen Bedauerns und der Reue einerseits und einem verschmitztem Stolz über seinen Wagemut andererseits eine kleine Geschichte. Es war die erste Erprobung des Gewehrs. Er wollte wissen, ob die Waffe auch auf größere Entfernungen trifft. Dazu ist er auf den Speicher gegangen. Aus dem Speicherfenster hat er nach einem Ziel Ausschau gehalten. Unglücklicherweise spazierte da im Hof stolz und aufgeplustert der Nachbarsgockel. Er wollte ja nur schauen, ob er ihn über Kimme und Korn noch erkennen kann. Doch dann löste sich, nicht von ihm, sondern wie von Geisterhand geführt der Schuss. Immer wieder konnte er anschaulich darstellen, wie der schöne bunte Gockel dreimal in die Höhe gehupft[13] ist und dann tot umfiel. An diesem Tag wurde ihm dann der Hosenboden gespannt und es gab mit einem Stock Schläge auf den Hintern. Heute würde mancher von Kindesmisshandlung sprechen. Doch mein Vater und auch wir als Zuhörer haben die Sache immer ganz anders gesehen. Die Schläge waren verdient und der Streich war gelungen. Ohne „Hibb" (Schläge, Hiebe) wäre die ganze Sache gar kein wirklicher Bubenstreich gewesen, sondern „nur" eine gewissermaßen erlaubte oder geduldete Dreistigkeit. – Wie wichtig den Bauern die Hühner waren, das erlebten wir an jedem Samstag oder Sonntag. Unsere Familie ist dann mit dem VW-Käfer zum Wandern in den Odenwald oder Kraichgau gefahren. In den Dörfern liefen die Hinkel frei über die Gassen und Strassen. Da mussten die Autofahrer arg aufpassen, dass sie keins verwischten. Denn dann wurden die Leute bitterböse. Uns ist das nie passiert. Mein Vater wusste: Vorsicht bei Hinkel und Gockel!

Dieses Luftdruckgewehr hat weitreichende Wirkungen erzielt. Mein Vater hat uns Buben damit im Kellergang das Schießen beigebracht – mit strengen Sicherheitsvorschriften: „Zuerst oben die Tür zur Kellertreppe abschließen!" – Als ich Rekrut war, hatten wir die erste Schießübung (noch mit Kleinkaliber). Danach kam das Kommando: „Kompanie-e-e – Stillgestanden! Panzergrenadier Pfreundschuh vortreten!" Dann verkündete der Stabsunteroffizier Stobbe: „Das ist der beste Schütze des Tages! Ein dreifaches Hipp – Hipp – Hurra!" Und die Kompanie lernte, wie das geht mit dem Siegesschrei, dem dreifachen Hipp – Hipp – Hurra. Mehrmals musste geübt werden, bis es laut genug war.

Mein Vater war auch ein großer Eisenbahnfreund. Sinsheim war bereit 1868 durch eine Bahnstrecke mit Heidelberg verbunden. Der Schwarzwald wurde wie erwähnt erst durch die Eisenbahn erschlossen, als mein Vater dort auf die Welt gekommen ist. Wenn unsere kleine Familie, also meine Eltern, mein Bruder und ich in unserem grünen VW durchs Neckartal gefahren sind, dann hatte mein Vater stets auch die Bahnstrecke im Auge. Wenn dort ein Signal auf freie Fahrt gestanden ist, dann sagte unser Vadder: „Oh, do kummt e Züg!e" Und dann ist es oft passiert, dass er an die Seite gefahren ist und angehalten hat. Er hat gewartet, bis der Dampfzug vorbei geschnaufte und ihn mit

[13] „hupfen" heißt es süddeutsch und österreichisch für „hüpfen", vgl. Duden.

viel Liebe betrachtet. Dann ist er auch gern ein Stück nebenher gefahren. „So kinnisch is unser Vadder“, meinte dann meine Mutter.

Genau erinnere ich mich auch noch, wie mein Vater mit uns beiden Buben in den alten Heidelberger Hauptbahnhof gegangen ist und uns dort die großen schnaubenden Dampfrösser (Lokomotiven) gezeigt hat. Der Eindruck war überwältigend, ich habe ihn nie vergessen; und später haben wir dann eine große elektrische Eisenbahn bekommen. Oft haben wir Kinder mit dem Vadder gestritten, wer zuerst damit spielen darf.

Und so wunderte mich ein weiterer Bubenstreich meines Vaters nicht, den mir mit sehr ernster Mine einmal meiner Patentante Traudel, also das Bobbele, erzählt hat. In Sinsheim wollte mein Vater einfach einmal mit dem Zügle fahren. Und da hat er sich gedacht, er müsse dazu nur eine alte Fahrkarte wieder gültig machen. Und so hat er sie irgendwie so bearbeitet, dass sie für den oberflächlichen Betrachter als echt und ungebraucht ausgesehen hat. Ob er das Datum geändert oder das Loch irgendwie zugeschmiert hat, das früher die Schaffner zum Entwerten mit der Zange einstanzten; die Traudel wusste es so genau auch nicht mehr. Doch eines wusste sie, und das glaubte sie sogar noch, als sie mir die Geschichte erzählte. „Es war sehr schlimm! Er hatte als Sohn vom Notar eine Fahrkarte gefälscht!“ Ich meinte dazu nur trocken: „Wie alt war er denn da?“ Sie meinte: „Noch ein kleiner Schulbub und schon so bös!“ Ich war damals etwa 18 Jahre, als sie mir das erzählte. Und so viel hatte ich bei meinem Vater, dem Juristen, bereits gelernt, dass ich erwiderte: „Dann war er ja noch gar nicht schuldfähig!“ Die Traudel überlegte etwas und schon war die Geschichte nicht mehr so schlimm, wie sie es aus ihrer Kindheit in Erinnerung hatte. Ich habe mir aber gut vorstellen können, dass die kleinen Bahnbeamten in eine förmliche und dienstliche Empörung verfallen sind, als sie den Sohn vom Notar bei einer Urkundenfälschung verwischten. Schließlich war man ja im Bismarckschen Preußen-Deutschland. Und die Bahnbeamten waren keine badischen, sondern Reichsbeamten. Noch heute kleben sich manche den Spruch ans Auto: „’s gibt badische und unsymbadische.“

Zur glücklichen Kindheit ist noch gekommen, dass der Schorschel, also der Georg III, in Sinsheim ein „ziemlich guter“ Schüler war. „Ziemlich gut“, war damals besser als heute befriedigend. Es ist vielleicht mit dem Vollbefriedigend der Juristen zu vergleichen. In Deutsch und Religion hatte Georg im Abschlusszeugnis der Realschule am 14.05.1918 die Noten „gut“. Sein Lehrer Wenz und dessen Ehefrau haben später in Heidelberg gewohnt. Sie waren gute Bekannte, wenn nicht gar Freunde von Georg III. Wenz war, wie seine Frau einmal erzählt hat, Sozialdemokrat. Sie meinte, er war der Überzeugung, dass für die Arbeiter mehr getan werden müsse. Einige Male wurde von ihnen auch erwähnt, dass Georg ein guter Schüler war. Mein Vater meinte dann stets, er sei meist der zweitbeste gewesen, aber eine Jüdin, die habe er nie einholen können. Wilhelm Wenz, der „Professor“, wie man damals in Baden die Studienräte noch nannte, war übrigens mein „Ehrenpate“. Das war wohl eine Erfindung meines Vaters. Jedenfalls hat er den Professor zur Taufe eingeladen und ihm zuvor mitgeteilt, dass der Täufling, also ich, auch „Wilhelm“ heißt. In seinen Akten hat mein Vater alle Schulzeugnisse der Realschule Sinsheim aufgehoben. Unter Bemerkungen heißt es da sehr oft: „Die Aufmerksamkeit lässt oft viel zu wünschen übrig!“ Der Schorschel war ein aufgeweckter, schnell ablenkbarer und zu allerlei Streichen aufgelegter Bub. Umso besser war sein lebenslanger Kontakt zu vielen seiner Mitschüler.

Georg III (Schorschel): dritter von rechts mit den lässig verschränkten Armen und dem X über dem Kopf.

Auf dem Klassenbild ist vorne sitzend auch das jüdische Mädchen (rechte vom Betrachter aus) zu sehen, von dem der Schorschel immer wieder einmal gesprochen hat. Sie war die Klassenbeste. Wie alle badischen Juden wurde sie 1940 nach Gurs in Südfrankreich verschleppt. Sie hat nicht überlebt. Im Schüler-Verzeichnis 1917/18 der Realschule Sinsheim hat mein Vater hinter „Weil Alice, Steinsfurt“ vermerkt: † KZ

Die schöne Schulzeit in Sinse, an die sich der Schorschel so gern erinnerte, war mit der Mittleren Reife zu Ende. Denn die Realschule in Sinsheim führte nicht zum Abitur. Mein Vater musste noch drei Jahre nach Heidelberg in die Kettengasse auf das Helmholzgymnasium. Dort hat er dann im Frühjahr 1921 die Reifeprüfung abgelegt. In Heidelberg waren die Schüler im Lehrstoff viel weiter als im ländlich gemütlichen Sinsheim. Außerdem musste der Schorschel jetzt zu einer vornehmen Witwe ziehen, die ein kleines, privates Pensionat für junge Schüler führte. Sie war eine schon ältere Dame, die als Witfrau – ich meine von einem Offizier – sich damit ihren Unterhalt aufbesserte. Sie hatte eine schöne große Wohnung. Der Schorschel hat immer wieder einmal von ihr erzählt; leider habe ich ihren Namen vergessen, den ich früher gut wusste – man wird älter. Sie achtete streng auf gute Tischsitten und feines Benehmen. „Oft etwas übertrieben“, wie mein Vater stets dazu meinte. Am schönsten war dann das Wochenende, wenn der Schorschel am Samstagmittag mit dem Zügle nach Sinse fahren durfte. Dort war er daheim; da waren Eltern, Geschwister und vor allem die vielen gleichaltrigen Sinnsemer beiderlei Geschlechts.

In dieser ländlichen und – wie der Georg III immer sagte – „ursprünglich-urwüchsigen Umgebung“ war das Verhältnis zwischen den Geschlechtern erheblich entspannter als in den „echt“ bürgerlichen Kreisen. Schön hat uns das der Georg II in einem seiner vielen Gedichte überliefert. Es ist der „Guts Marie“ gewidmet. Die Familie Gut kennen wir schon aus dem Gedicht über die gemeinsame Zeit in Waldshut (siehe oben).

GUTS MARIE

Uf der Kerwe isch se gwese,
hot riskiert so manche Danz,
g'scheuert isch se wie en Bese
dorch de Ballsaal mit dem Franz.

Ob der Zeppelin gekumme,
g'landet in der Residenz?
An dem Ärmel hot se g'numme
dort in Ubstadt ihren Frenz.

Hier in Karlsruh' muß mer sage
lebt die Marie ganz solid,
dhut die Aage niederschlage,
wenn se nor e Mannsbild sieht.

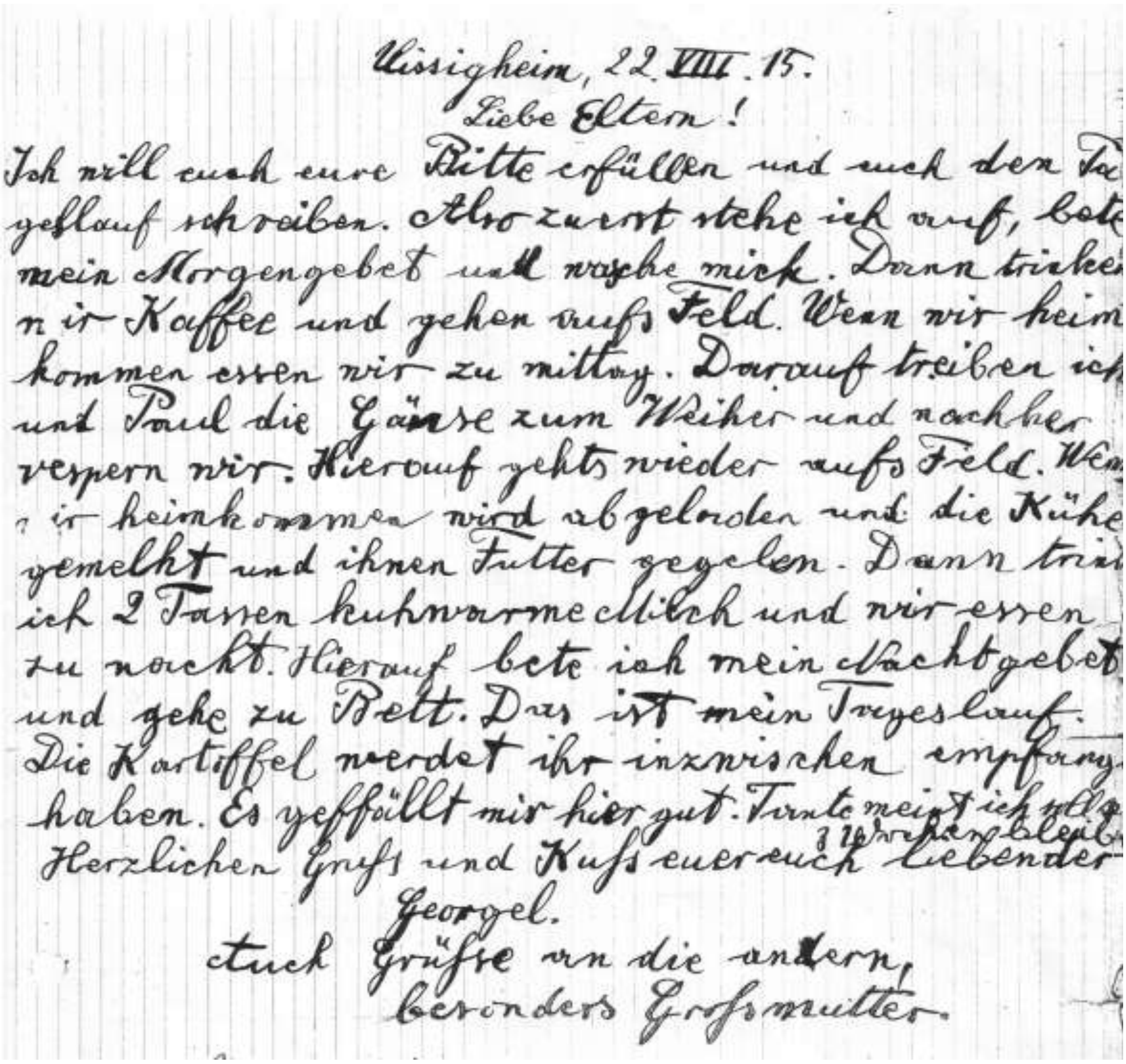
Doch in Ubstadt uf der Kerwe
werd se liebesdoll beim Danz,
will for Sehnsucht beinah' sterwe,
muß sie scheide von dem Franz!

Karlsruhe, 10. November 1930
Georg Pfreundschuh

Georg II war also bei den Guts in Karlsruhe zu Besuch und mit auf der Kerwe. Für diejenigen, die Pfälzisch nicht können, sei kurz erklärt: Die Marie war auf der Kerwe (Kirchweih) in Ubstadt und hat dort „ihren Franz“ kennen gelernt. Sie ist so richtig aus sich heraus gegangen. Sie hat getanzt „wie der Lump am Stecke“, während sie in Karlsruhe die Augen niederschlägt, „wenn se’ nor e Mannsbild sieht“.

Für mich zeigt das Gedicht gut, dass viele der jungen Bürgerlichen im deutschen Südwesten in zwei Welten lebten. Diese haben sich stark unterschieden. Das waren die „Stadt“ und das „Land“. Wir können auch von der etwas abgehobenen „städtisch-bürgerlichen Gesellschaft“ und den „normalen Leuten“ sprechen, bei denen man sein durfte, wie man war. Hier konnte man reden, „wie einem der Schnabel gewachsen war“. Vor allem war es hier echt herzlich und lustig; manchmal etwas zu neugierig und einmischend. Man konnte sich auch „das Maul zerreißen“ [= schlecht über jemand reden].

Diese Welt hat mein Vater, der Georg III, nicht nur in Sinsheim erlebt, „wo’s mehr Vieh als Menschen hat“, sondern vor allem in Uissigheim. Dort bei den Onkeln und Tanten, bei den Vettern und Basen war er mitten drin; dort erlebte er das dörfliche Leben von morgens bis abends mit. Das zeigt schön ein Brief, den er am 22.08.1915 von Uissigheim an seine Eltern in Sinsheim geschickt hat. Das war drei Monate vor seinem 13. Geburtstag. Auffällig wieder, dass er Grüße „an die anderen, besonders an Großmutter“ (Marie I) schickt. Wir wissen ja, zur Marie hatte er ein besonders gutes Verhältnis.

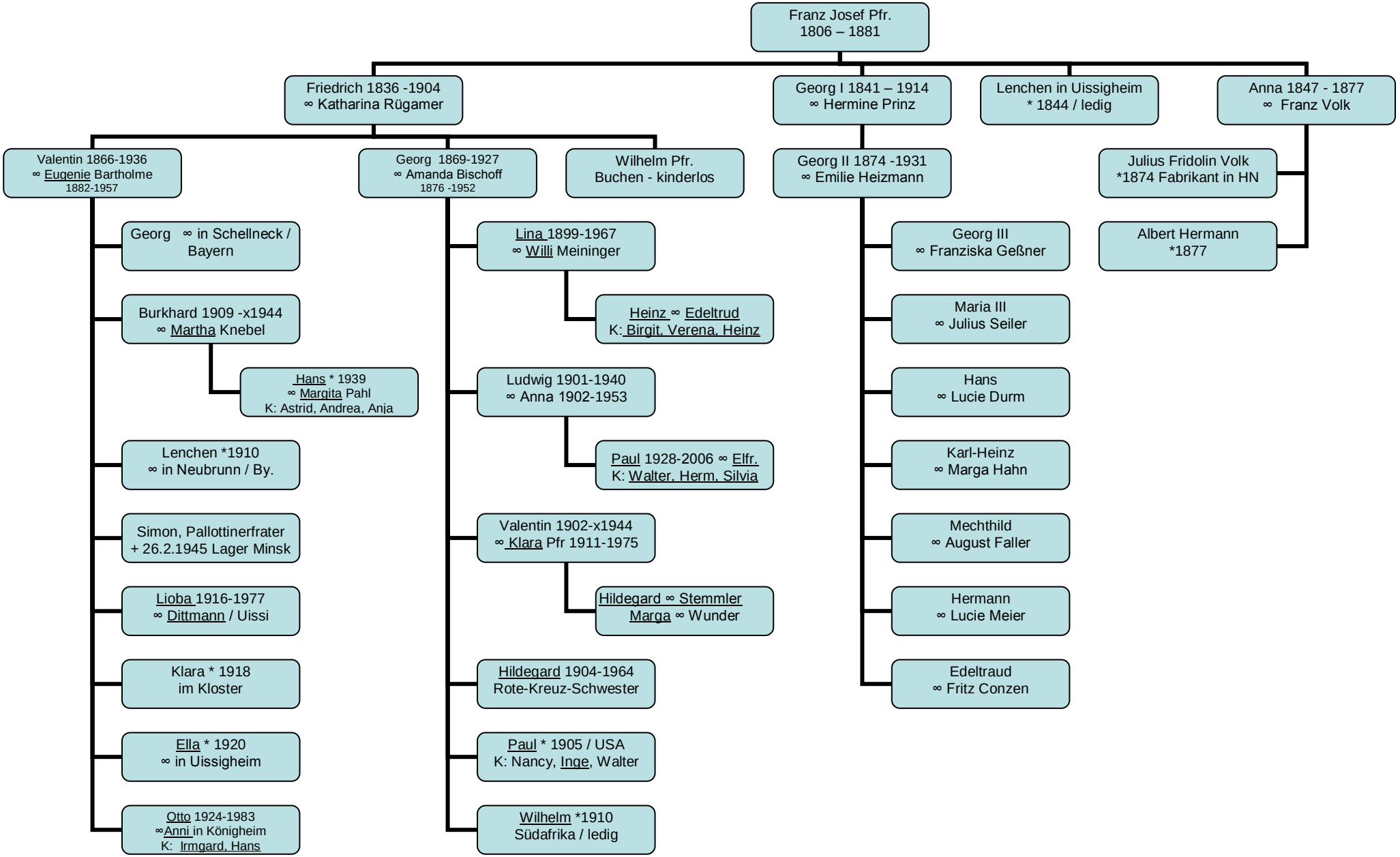


Uissigheim, 22. VIII. 15.
Liebe Eltern!
Ich will euch eure Bitte erfüllen und euch den Tageslauf schreiben. Also zuerst stehe ich auf, bete mein Morgengebet und wasche mich. Dann trinken wir Kaffee und gehen aufs Feld. Wenn wir heimkommen essen wir zu mittag. Darauf treiben ich und Paul die Gänse zum Weiher und nachher vespern wir. Hierauf gehts wieder aufs Feld. Wenn wir heimkommen wird abgeladen und die Kühe gemelkt und ihnen Futter gegeben. Dann trinke ich 2 Tassen kuhwarme Milch und wir essen zu nacht. Hierauf bete ich mein Nachtgebet und gehe zu Bett. Das ist mein Tageslauf. Die Kartoffel werdet ihr inzwischen empfangen haben. Es gefällt mir hier gut. Tante meint ich soll 3 Wochen bleiben.
Herzlichen Gruß und Kuß euer euch liebender
Georgel.
Auch Grüße an die andern,
besonders Großmutter.

In Uissigheim hatte mein Vater, wie es damals so üblich war, auch einen Uz- oder Übernamen. Das dürren Büble nannten sie „d' Knoche". Später war er dort dann der „Doktor Knoche", wie mir erst kürzlich bei einem Besuch meine Verwandte Margita erzählte. „So hat ihn jeder genannt", meinte sie. Mir ist der Name auf ganz sonderbare Weise zum ersten Mal begegnet. Es war um 1970. Für meine Frau Birgit, die Kinder und mich suchten wir in Uissigheim eine Ferienunterkunft. Wir wollten eine leer stehende Wohnung mieten, um an Wochenenden von der Heidelberger Hauptstraße, wo wir damals wohnten, in die frische Luft des Frankenlands zu fahren. Mit einem Uissigheimer, es war nicht der Hans aus unserem Stammhaus, besichtigte ich nun eine leer stehende Wohnung in einem alten Bauernhaus. Der Eigentümer war misstrauisch, schaute mich aus den Augenwinkeln und von unten bis oben kritisch an. Da sagte mein Begleiter: „Des is de Sohn vum Knoche." Sofort war der Mann wie umgedreht, freundlich und aufgeschlossen, zugänglich und ganz normal. Die Wohnung haben wir dann doch nicht genommen; sie war zu lange leer gestanden und roch feucht. Wir mieteten im Nachbarort Eiersheim für wohl zwei Jahre eine auch sehr „ursprüngliche" Unterkunft. Seither weiß ich, wer „der Knoche" war.

Die Verwandtschaftsverhältnisse zu den Uissigheimern zeigt die folgende Übersicht[14]:

[14] Alle unterstrichenen Uissigheimer kenne ich bzw. habe ich noch kennengelernt. (x = im Krieg gefallen)


Franz Josef Pfr.
1806 – 1881
Friedrich 1836 -1904
∞ Katharina Rügamer
Georg I 1841 – 1914
∞ Hermine Prinz
Lenchen in Uissigheim
* 1844 / ledig
Anna 1847 - 1877
∞ Franz Volk
Valentin 1866-1936
∞ Eugenie Bartholme
1882-1957
Georg 1869-1927
∞ Amanda Bischoff
1876 -1952
Wilhelm Pfr.
Buchen - kinderlos
Georg II 1874 -1931
∞ Emilie Heizmann
Julius Fridolin Volk
*1874 Fabrikant in HN
Georg ∞ in Schellneck / Bayern
Burkhard 1909 -x1944
∞ Martha Knebel
Hans * 1939
∞ Margita Pahl
K: Astrid, Andrea, Anja
Lenchen *1910
∞ in Neubrunn / By.
Simon, Pallottinerfrater
+ 26.2.1945 Lager Minsk
Lioba 1916-1977
∞ Dittmann / Uissi
Klara * 1918
im Kloster
Ella * 1920
∞ in Uissigheim
Otto 1924-1983
∞Anni in Königheim
K: Irmgard, Hans
Lina 1899-1967
∞ Willi Meininger
Heinz ∞ Edeltrud
K: Birgit, Verena, Heinz
Ludwig 1901-1940
∞ Anna 1902-1953
Paul 1928-2006 ∞ Elfr.
K: Walter, Herm, Silvia
Valentin 1902-x1944
∞ Klara Pfr 1911-1975
Hildegard ∞ Stemmler
Marga ∞ Wunder
Hildegard 1904-1964
Rote-Kreuz-Schwester
Paul * 1905 / USA
K: Nancy, Inge, Walter
Wilhelm *1910
Südafrika / ledig
Georg III
∞ Franziska Geßner
Maria III
∞ Julius Seiler
Hans
∞ Lucie Durm
Karl-Heinz
∞ Marga Hahn
Mechthild
∞ August Faller
Hermann
∞ Lucie Meier
Edeltraud
∞ Fritz Conzen
Albert Hermann
*1877

Die Familie im Ersten Weltkrieg (1914 -1918)

Das Verhältnis von Georg I bis III und der Geschwister zu Uissigheim wollen wir unten betrachten, wenn wir unsere Vorfahren und Verwandten in Franken besuchen. Doch eines müssen wir schon jetzt erwähnen. Der Erste Weltkrieg, besonders die Hungerjahre, wurden vor allem mit Hilfe der Uissigheimer einigermaßen gut überstanden.

Im Laufe des Krieges wurden die Lebensmittel knapp und daraufhin zwangsverwaltet; es fehlte allerdings an Erfahrung und Koordination, so dass Deutschland spätestens seit dem zweiten Kriegsjahr von wiederkehrenden Hungersnöten gebeutelt wurde. Der so genannte "Steckrübenwinter" 1916/1917 wurde zur entbehrungsreichsten Zeit des Weltkrieges. Kartoffeln waren knapp, ebenso Brotgetreide, Milch und bald auch Ge- und Verbrauchsgüter aller Art. Es gibt Schätzungen, nach denen im Ersten Weltkrieg mehr Zivilisten durch Hunger als im Zweiten Weltkrieg durch Bomben umgekommen sind.

Besonders eifrig beim Nahrungsmittelnachschub war mein Vater, der kleine Schorschel. Jedenfalls behauptete er das ein Leben lang. Er hatte ins Sinsheim einen ganz strengen, von allen Schülern gefürchteten Lehrer mit einer sehr tiefen, dunklen Stimme. Schorschel war wieder einmal während der großen Sommerferien in Uissigheim; ich nehme an im Stammhaus, neben dem Gasthaus zum Lamm. Plötzlich hörte er von der Eingangtür her genau diese unverwechselbare Stimme. Er konnte es nicht glauben, doch es war sein Lehrer. Und der Schorschel sagte schnell zur Tante Eugenie: „Dem musch was gewwe. Des is jo mein Lehrer.“ Er hat auch etwas bekommen, sich bedankt und ist weiter gezogen. So veränderte der Hunger die Menschen und ihren Charakter. Hinterher in Sinsheim war er dann auch viel umgänglicher als vorher, wie mein Vater meinte. Die Versorgungslage der Bevölkerung war im Ersten Weltkrieg, besonders gegen Ende, erheblich schlechter als im Zweiten Weltkrieg. Manche aßen Baumrinde. Wegen der Hungersnot infolge der Blockade durch die Westmächte starben damals in Deutschland schätzungsweise 750.000 Menschen.

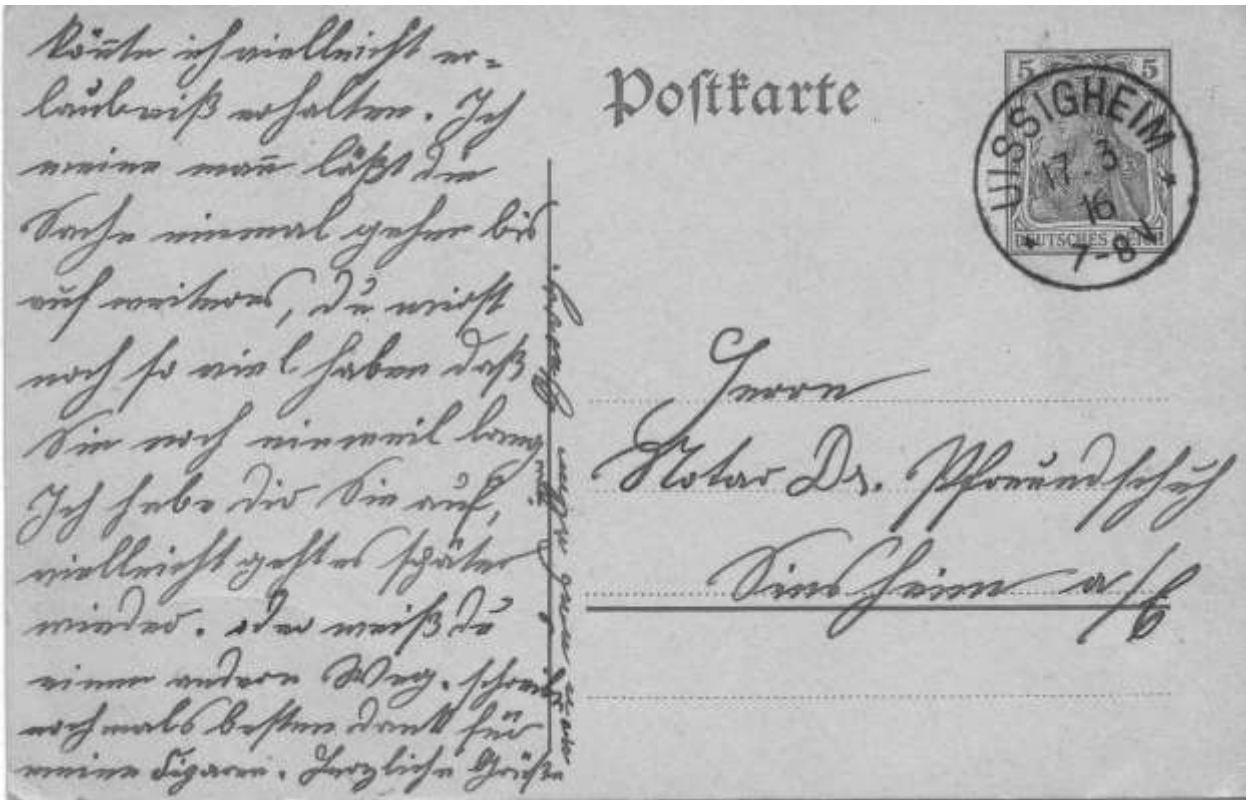
Die folgende Postkarte zeigt, wie hart die Zeiten und wie streng die Lebensmittelkontrollen waren. Der Vetter Georg (1869 – 1927) schreibt aus Uissigheim:

> Uissigheim, den 16.3.16
>
> Meine Lieben alle!
>
> Lieber Georg mit den Kartoffeln ist nichts zu machen, ich fragte gestern die Frau wo in Bischofsheim beim Amtmann war, da sagte sie mir, als Saatkartoffel könnte es gehen, Du müsstest aber vom Bürgermeister von Sinsheim eine Bescheinigung schicken, dass Du einen Acker hättest, auf welchem Du legen willst, u. diese Bescheinigung geht dann wieder ans Bezirksamt. Dann müsste ich noch einen Bericht machen lassen von hier, dann könnte ich vielleicht Erlaubnis erhalten. Ich meine man lässt die Sache einmal gehen bis auf weiteres, Du wirst noch so viel haben, dass sie noch einweil langen. Ich hebe Dir sie auf, vielleicht geht es später wieder. Oder weißt Du einen anderen Weg, schreibs. Nochmals besten Dank für meine Cigaren.
>
> Herzliche Grüße von uns allen Georg

Dittigheim, den 16. 3. 16.

Meine Lieben alle.!

Lieber Georg mit den Kartoffeln ist nichts zu machen, ich fragte gestern die Frau wo in Bischofsheim beim Notar war, da sagte sie mir als Saatkartoffel könnte man geben, du müßtest aber vom Bürgermeister von Dinbheim eine Bescheinigung schicken, daß du einen Acker hättest, auf welchen du legen willst, u. diese Bescheinigung geht dann wieder aufs Bezirksamt, dann müßte ich noch ein Bericht machen lassen von hier, denn



In den großen Sommerferien 1916 waren dann wie so oft davor und danach Georg III, mein Vater, und diesmal seine Schwester Marax (auch Mädi genannt) vier Wochen in Uissigheim. Aus den Gedichten von Georg II hören wir, dass er die beiden um den 15. August mit dem Zug dorthin gebracht und um den 15. September wieder abgeholt hat. Zur Einladung durch Lina (1899 – 1967), an die ich mich noch sehr gut erinnere, hat Georg II das erste von drei Gedichten zu diesen Ferien verfertigt.

Sinsheim, 15, August 1916

Meine Lieben!

Linas Brief, der jüngst gekommen,
hat mir meine Ruh' genommen,
Georg, Mädi, diese beiden,
seitdem 's Leben mir verleiden.
Schon am ersten Ferientage
warfen beide auf die Frage,
ob zu Haus' sie müßten bleiben,
sich in Sinsheim d' Zeit vertreiben.
Ob nicht beide als Urlauber
dürften in das Land der Tauber,
dorthin, wo man's Brot sieht wachsen,
wo die Hühner Eier gacksen,
wo die Kuh in gutem Futter
liefert süße Milch und Butter,

wo noch in dem Rauchfang winken
Schwartemagen und auch Schinken,
wo im Fette wird geborgen
d' Bratwurst, um sie zu versorgen,
wo noch Schmalz und auch noch Anken
hinter unbekannten Schranken …
Kurz, wo auch in diesen Tagen
man nicht muß nach Nahrung jagen,

"Hört, Ihr Kinder, laßt Euch sagen,
Ihr dürft Tante jetzt nicht plagen!
Tante muß sich tüchtig rühren,
muß den ganzen Haushalt führen,
bei 'nem halben Dutzend Kinder,
einem Stall voll Vieh und Rinder,
Hühner, Gänse und auch Schweine
braucht man fremde Kinder keine!
Onkel gar, der hat zu schaffen:
Garben mähen, binden, raffen.
Wagen laden, Wagen leeren,
dreschen dann zu Haus die Ähren!
Auch die Mädels und die Knaben
werden's nicht viel besser haben,
Ja, bei solchem Erntesegen
müssen groß und klein sich regen!"

Also war des Vaters Predigt
und die Sache fast erledigt.
Da kam Linas zartes Schreiben!
Seitdem gibt's kein länger Bleiben,
wo ich liege, wo ich stehe,
wo ich sitze, wo ich gehe,
mich die beiden Kinder plagen,
jammern, stöhnen, seufzen, klagen:
"Zu den teuren Anverwandten,
zu den Onkeln und den Tanten,
zu den Vettern und den Nichten
sich nun uns’re Blicke richten.
Alle sie uns zärtlich lieben,
Lina hat es ja geschrieben,
0, wir werden schon parieren,
nimmer soll uns was passieren.

Von dem Rindvieh und vom Schweine,
von der Tenne und der Scheune,
von dem Obste auf den Bäumen,
ja, von all' verbot’nen Räumen,
selbst vom Hasen und der Ente
lassen wir gewiß die Hände!
Selbst vor Krankheit und Gefahren
wird der Herrgott uns bewahren!"

Um das Ziel schnell zu erreichen,
mußte Mama erst erweichen.
Mit den Küssen und den Armen

weckten sie bald ihr Erbarmen:
„Nun, nachdem sie eingeladen,
möcht' auch ich zum Reisen raten.
Georg wird sich schon vertragen,
sonst wird ihn der Ludwig schlagen!
Mädi mit den dünnen Waden
wird der Aufenthalt nicht schaden!“

So hub an die gute Mutter:
„Schwarzbrot, Kuhmilch, frische Butter,
frei von Lernen, frei von Sorgen,
früh zu Bett und früh am Morgen,
steter Aufenthalt im Freien,
ja, da werden sie gedeihen!
Du darfst Dich schon mal bequemen,
Dir die Zeit dazu zu nehmen,
sie nach Uissigheim zubringen,
Kinder gehn vor allen Dingen!"

So die Frau spricht, soll man schweigen
und mit "Ja" das Haupt verneigen!
Dieser großen Weisheitslehre
geb' ich dieses Mal die Ehre.
Also d' Kinder dürfen reisen
und ich will die Wege weisen:
Samstag mit dem Zwölf-Uhr-Zuge
geht es ab in stolzem Fluge.
Reichlich nach sechs vollen Stunden
ist die Bahnfahrt überwunden.
Eine Viertelstund' nach sieben
mög' dann eines uns'rer Lieben
dort in Gamburg uns zur linken
mit bekanntem Fuhrwerk winken![15]

Wenn dann durch vertraute Auen
wir das Tal, die Berge schauen,
wenn im Abendsonnenscheine
friedlich grüßt das Dorf, das kleine,
wenn aus treuem Herzensgrunde
ein "Grüß Gott" von Mund zu Munde,
dann will ich in fromm' Gedenken
meinen Blick zum Himmel lenken!
Lebt nun wohl, Ihr Anverwandten,
grüßt uns auch die liebe Tante
grüßt Valtin, die Frau und Kinder,
seid gegrüßt auch selbst nicht minder!

Georg II hat den Schorschel und die Marax mit dem Zug in „Uissi“ wieder abgeholt. Vier Tage zuvor hat er an seine Kinder und vor allem auch als Dank an die Verwandten ein weiteres langes Gedicht angefertigt und abgeschickt. Es gibt einen guten Einblick in die Kriegszeit und die Lage der Familie in Sinsheim.

[15] Mein Vater hat sich gern daran erinnert, wie er und seine Geschwister vom Bahnhof Gamburg mit der Pferdekutsche von den Uissigheimern abgeholt wurden.

Sinsheim, den 6. September 1916

Liebe Kinder!

Kinder, hört, was ich Euch sage:
Ihr müßt noch vier volle Tage
dort in Uissigheim verweilen!
Keine Sehnsucht, keine Zeilen
werden Euch herübertragen.
Ich muß fort an Wochentagen,
dahin, dorthin auswärts gehen
und mich im Bezirk umsehen.
Mir ist nicht wie Euch gegeben
ein behaglich, sorglos Leben.
Nein, ich habe größ're Pflichten:
Muß nach meinem Dienst mich richten,
muß zur Zeit in neunzehn Orten
tätig sein in Schrift und Worten.
Wenn ich auch im Feld nicht liege,
nehm' ich Anteil doch am Kriege:
Täglich meinen Rat begehren
die da von der Front heimkehren.
Andre, die sich stellen müssen,
wollen dies und jenes wissen.
Frauen, die den Mann verlieren,
soll ich neue Wege führen,
und für arme Waisenkinder
hab' zu sorgen ich nicht minder.
Kurz, ich muß für viele denken,
die mir ihr Vertrauen schenken.
Teil' in diesen schweren Zeiten
Fremder Sorg' und Fremder Leiden!

Darum, Kinder, seid zufrieden!
Bess’res Los ist Euch beschieden
als so vielen tausend Kleinen,
die um ihren Vater weinen,
die an ihrer Mutter hangen,
an der Mutter, die mit Bangen
schaut entgegen jedem Morgen,
weil sie voller Nahrungssorgen.
Glücklich pries' sich solche Mutter,
wenn gleich Euch sie hätte Butter,
Eier, Anken, Schmalz, Gemüse,
Milch in Fülle, saure, süße,
Äpfel, Birnen zu versuchen
und zum Kaffee einen Kuchen,
Dazu habt Ihr keine Sorgen,
freundlich lächelt Euch der Morgen,
könnt am Tage jubeln, singen,
spielen, hüpfen, tanzen, springen,
braucht zur Schule nicht zu gehen,
könnt Euch da und dort umsehen,
bald auf Feld, auf Au' und Wiese - .
Ja, Ihr lebt im Paradiese!

Ach, in wen'gen, wen'gen Tagen
wird die Trennungsstunde schlagen;
denn die Ferien gehn zu Ende.
Kinder faltet fromm die Hände:
„Allen Onkeln, allen Tanten,
allen teuren Anverwandten
spende Deinen reichen Segen,
Herr, auf ihren Lebenswegen!
Habe, lieber Gott, an allen
immer großes Wohlgefallen,
gib Gesundheit, wahren Frieden
ihnen allen stets hienieden,
laß sie einst im Jenseits wohnen,
wo die lieben Englein thronen!"

Also, Kinder, sollt Ihr flehen
jetzo bei dem Heimwärtsgehen,
so sollt Ihr "Vergelt's Gott" sagen
und den Blick zum Himmel tragen.
Gott wird sicher Euch erhören,
wenn recht innig das Begehren;
denn, wenn Kinder zu ihm kommen
mit 'ner rechten Bitt', 'ner frommen,
läßt sein göttlich Herz sich regen,
spendet reichen, reichen Segen.

Dann bereitet selbst das Scheiden
Euch und Euren Lieben Freuden.
Froh könnt Ihr von dannen gehen,
Gott schenkt Euch ein Wiedersehen.
Wiedersehn, wie wohl das klinget,
wie das Hoffnung, Freuden bringet,
Vater, Mutter, Schwester, Brüder,
Wiedersehn nach Wochen wieder!
Wiedersehn im Elternhause,
in der lieben, trauten Klause!
Wär' nur einmal noch hienieden
mir ein solches Glück beschieden! -

Doch nun, Kinder, laßt mich schließen
und Euch alle herzlich grüßen!
Denn es ist schon spät zur Stunde,
Polizei macht schon die Runde.
Sonntag, wenn es zwölf geschlagen,
seid in Gamburg mit 'nem Wagen, [16]
so Ihr könnt, sonst muß ich gehen.
Lebet wohl, auf Wiedersehen!

Auf der Rückreise hatten dann Georg II, Schorschel und Marax von den Uissigheimer Verwandten einen großen Korb mit wertvollen Lebensmitteln mitbekommen. Bei ihrer Eisenbahnfahrt nach Sinsheim ist er verloren gegangen. Über das Malheur, den Verlust

[16] Georg II kam in Gamburg mit dem Zug an. Nach Uissigheim sind es von dort noch 4 km steilen Wegs.

und die schließlich doch glückliche Ankunft des Korbes berichtet das folgende Gedicht. Es ist zugleich eine Danksagung an die Verwandten.

Sinsheim, 16 September 1916

Meine Lieben!

Am Dienstag, als es acht geschlagen,
hat's Dampfross uns hierher getragen;
wir wurden öfters umgeladen
im Reich, in Hessen[17] und in Baden.
Dem Korb, an dem wir sehr gehangen,
dem ist's weit schlimmer noch ergangen:
Beim Knotenpunkt in Osterburken
fiel er in Hände eines Schurken.
Ein Schaffner, der ihm beigegeben,
war zu bequem, ihn rauszuheben.
Ein' andern, der ihn holen wollte,
den wies er ab: Der Korb, der sollte,
der müsste mit drei andern Körben,
sei's zum Gedeih'n, sei's zum Verderben
nach Sinsheim über Waibstadt reisen.
Ich tat ihn gründlich d'rob verweisen,
ich sprang zum Vorstand, räsonierte.
Der gab mir Recht, notifizierte,
ließ gleich den zweiten Schaffner kommen
und hat ihn in's Verhör genommen.
Indessen – piff, paff, puff – im Fluge
sagt' „Lebewohl" der Korb im Zuge!
Kein Schimpfen half, kein Räsonieren,
nichts konnt' den Korb zurück uns führen.
„Der kommt jetzt erst um viertel zehne[18]!"
Ich weint' aus Wut fast eine Träne.

Karl-Heinz und Hans, die beiden Knaben,
die wollten etwas Schönes haben,
und weil der Korb wohl schwer zu tragen,
so brachten sie den Leiterwagen.
Statt Korb nun wurde aufgeladen
Maria mit den dünnen Waden.

Die Frage mit dem Korb blieb offen,
er war auf viertel zehn zu hoffen.
Ne Stund' darnach, präzis um neune
eilt Schorschel mit den langen Beine'
zur Bahn, um nach den Korb zu fragen.
Ihm hinterher mit Leiterwagen
folgt' kreuz und quer durch unser Städtchen
Elisabeth, des Hauses Mädchen.
Der Zug fährt ein, die Schaffner bringen
herbei die Körb' vor allen Dingen.
Doch unser Korb, denkt Euch, ihr Lieben,

[17] Die Stadt Wimpfen war bis nach dem Zweiten Weltkrieg hessisch; daher das Umsteigen in „Hessen".
[18] „viertel zehne" ist „viertel nach neun", also 21:15 Uhr. (viertel, halb oder dreiviertel zehn ➔ eine viertel, halbe oder dreiviertel Stunde bis zehn ist abgelaufen. Denkt einfach an die Zukunft!)

der war jetzt wieder ausgeblieben!
Kein Fragen half und auch kein Suchen,
kein Schelten, Schimpfen und Verfluchen!

Im „Pfälzer Hof“ beim Skat und Biere
derweilen saßen wir zu Viere.
Der Korb mir keine Sorgen machte,
ihn Schorschel ja nach Hause brachte.
Dies stand mir fest. – wie konnt’ ich ahnen,
dass kein Verlaß auf uns’re Bahnen?

So ging ich ahnungslos nach Hause,
erschloss vergnügte die traute Klause,
wollt’ gleich im Speiseschrank aufsuchen
Amandas Schmalz und dicken Kuchen.
Kein Kuchen dort, kein Korb im Gange!
Fürwahr, mir wurde ängstlich bange.
Leis schlich ich in das Kinderzimmer,
hielt Umschau dort beim Lampenschimmer,
ob ich nicht könnt’ ins Aug’ was fassen,
das auf den Korb würd’ schließen lassen.
Nichts hier, nichts dort von all’ den Gaben,
die mitgebracht ich meinen Knaben!
Wo nur der Korb, der Korb geblieben!
Wenn gar der Boden durchgetrieben?
Der Hafen mit dem Schmalz gestohlen?
Den Schaffner soll der Teufel holen!

Jetzt galt’s, den schwersten Gang zu wagen,
was würd’ die „bess’re Hälfte“ sagen?
Sie war zwar längst zu Bett gegangen,
doch, ob sie Somnus schon umfangen?
Barfuß, als hätt’ ich was zu büßen,
schlich ich Schritt für Schritt auf Füßen,
wollt’ leise, wie ein Englein schweben,
mich auszieh’n und ins Bettchen heben.
Kaum hatt’ ich mich des Rocks entledigt,
begann schon die Gardinenpredigt:
„Jetzt hat’s, der Korb ist nicht gekommen!
Wer weiß, wer den nur mitgenommen?
Natürlich, statt nach ihm zu sehen,
musst Du ins Wirtshaus heute gehen.
Der Skat wär’ nicht davon gelaufen!
Nun kannst Dein’ Schmalz beim Kuckuck kaufen!“
Ich schwieg ganz still, ich tat nicht fragen,
mir lag der Korb zu schwer im Magen.

Die Nacht schien lang, recht lang zum Morgen,
der uns befreien sollt’ von Sorgen.
Das Schmalz, das Schmalz, ja ’s Schmalz im Hafen,
es ließ uns beide gar nicht schlafen!

Das Telefon am nächsten Tage
ans Bahnamt weiter gab die Frage,
ob denn der Korb nicht angekommen?
Das „Ja“ ward freudig aufgenommen!

Man sah bald durch die Straßen jagen
den Schorsch mit Korb und Leiterwagen.

Wenn's Ende gut, darf man nicht klagen
und muß dem Himmel Dank noch sagen.
So will auch ich für alles danken,
für unsern Korb mit Kuchen, Anken,
ich mein das Schmalz, vom Schwein gelassen,
bei Butterschmalz könnt' man mich fassen,
für alles, was Ihr uns erwiesen,
sei unser Gott und Ihr gepriesen!
Von Haus zu Haus mit vielen Grüßen
lasst mich für heut', Ihr Liebe schließen!
Lebt wohl, auf allen Euren Wegen
geleit' Euch Gott mit seinem Segen!

Weil ich davon ausgehe, dass zu meinen Enkeln und Urenkeln auch einige „Nordlichter" zählen werden, möchte ich nur kurz erwähnen, dass das Wort „Hafen" der süddeutsche Ausdruck für „Topf" ist. Und daher ist auch ein „Hafner" oder „Häfner" das, was andere „Töpfer" nennen. Und „der Anken" ist „der Butter", von dem die anderen sagen er wäre weiblich, also „die Butter" müsste es heißen.

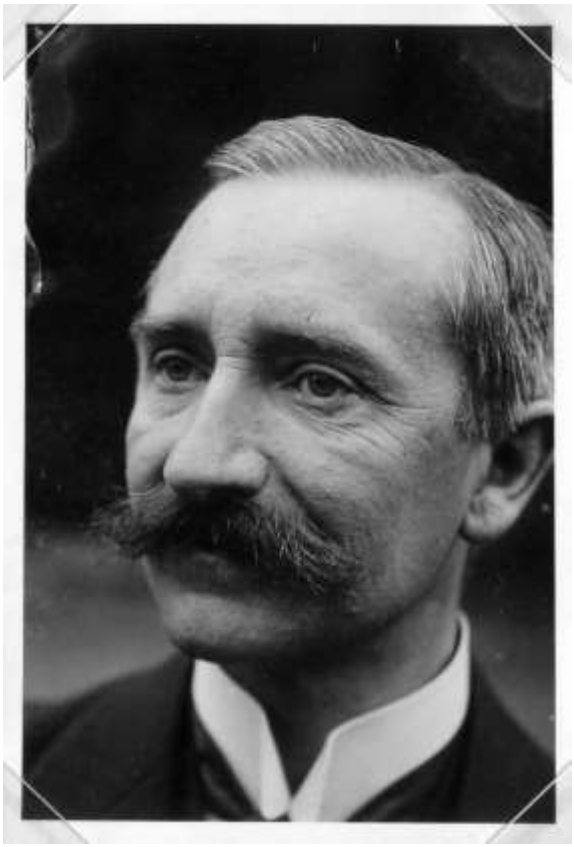
Ob es im Sommer 1916 in Uissigheim so rosig war, wie Georg II schildert, so viel Milch, Eier und Anken gegeben hat, ist fraglich. Vom Sommer 1917, also genau einem Jahr später, haben wir einen Brief von Georg III. Er schildert recht anschaulich die Lage. So schreibt er unter anderem:

> „Am Laurentiustag gab es viel Kuchen und Blatz[19], aber sonst im Allgemeinen gibt es hier auch nicht besser zu essen wie bei euch. Auch Onkel Valentin muss seine 12 l Milch abliefern und da müssen wir den Kaffee auch ziemlich schwarz trinken. … und zum Kaffe giebt es nur trocken Brot. Doch darum braucht ihr euch nicht zu ängstigen, dass ich nicht genug hätte. … Doch es wird nun später und ich muss in kräftigem Essen und gesundem Schlaf neue Kräfte sammeln für den morgigen Tag, an dem es wieder viel zu schaffen giebt. Ich lud letzthin allein einen Wagen Frucht auf und kann auch schon allein mähen. Aber wenn man so 2 Wägen auf und daheim abgeladen hat, hat man genug und trinkt gern einen Schoppen Apfelwein."[20]

Angesichts dieser Kriegszeiten ist umso mehr die erstaunliche Großzügigkeit und Hilfsbereitschaft der Uissigheimer anzuerkennen und zu loben.

[19] Blatz (ausgesprochen: Blohtz) ist ein fränkischer Hefekuchen vom Blech, mit Äpfeln oder Zwetschgen belegt. Die Margita in Uissi macht den nicht nur vorzüglich, sondern hat mir auch beigebracht, wie das Wort richtig ausgesprochen wird. Und neulich hat in Uissi mein Enkelsohn Lukas nicht nur arg viel Blatz gegessen, sondern auch sofort und richtig das Wort ausgesprochen. Lukas ist sowieso unser Sprachgenie. Er kann auch Schwitzerdütsch perfekt, obwohl er daheim (leider) immer hochdeutsch redet.

[20] Der Brief wird vollständig und in Kopie im Buch IV wiedergegeben, wenn wir uns den fränkischen Verwandten und Vorfahren widmen.



Georg II im Kriegsjahr 1917 (43 Jahre)

Die „Orgelpfeifen“ um 1917/18 im Garten hinter dem Notariat mit Dienstwohnung am Karlebuckel
von links: Georg III, Marax, Hans, Karl-Heinz, Mechthild, Hermann (s’ Bobbele kommt erst 1919 dazu)

Die Kriegsjahre 1914 bis 1918 waren in Sinsheim besser zu überstehen als in einer Stadt wie Heidelberg oder auch Neckargemünd. Die Kinder machen auf dem Bild auch keinen unglücklichen Eindruck; nur Georg III schaut ernst, wie eben junge Burschen in den Entwicklungsjahren (Pubertät) schauen.

Wie mein Vater sagte, wurde Georg II UK (= unabkömmlich) gestellt; er musste nicht ins Feld. Er war für die Großherzogliche Justizverwaltung unabkömmlich. Georg II war ein sehr guter und pflichtbewusster Notar. Er wurde später unter Übergehung von 36 dienstälteren Notaren zum Oberjustizrat und Vorstand des Notariats in Heidelberg ernannt. Es könnte auch freigestellt worden sein, weil er bereits vier Kinder hatte. Mechthild ist dann als fünftes im Krieg, und zwar am 15.06.1915, auf die Welt gekommen. Im Weltkrieg II wurden Familienväter mit fünf Kindern nicht mehr an die Front geschickt, wohl aber eingezogen. Das kam dem Vater meiner Frau Birgit zugute.

Georg II hatte, wie die folgende Urkunde zeigt, die Erlaubnis für den einjährig-freiwilligen Dienst. Den durften im Kaiserreich junge Männer ab der Mittleren Reife an Stelle des sonst üblichen und längeren Wehrdienstes ableisten. Doch wie die Unterlagen zeigen, hat er nach dem Abitur im Sommer 1893 gleich im Wintersemester 1893/94 mit dem Studium begonnen. Er war damals zunächst sehr krank, wie wir oben gesehen haben. Er hat also nie „gedient“. Vielleicht war er auch nicht wehrtauglich. Wie dem auch sei, Georg II musste nicht „einrücken“. Georg II durfte bei der Familie bleiben.

Fronleichnam 1910 von links: Georg II, Hans, Georg III, Maria, Emilie, Karl-Heinz

Großherzogliches Gymnasium

zu

Heidelberg.

Zeugnis

über die wissenschaftliche Befähigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst.

Pfeundschuh, Georg, geboren am 29ten April 1874 zu Rastatt, katholischer Konfession, Sohn des Herrn Postsekretär Georg Pfeundschuh, hat das hiesige Gymnasium von der Sexta an besucht und der Untersecunda ein Jahr angehört. Er hat in den von ihm besuchten Klassen an allen Unterrichtsgegenständen teilgenommen.

1. Schulbesuch und Betragen: gut.

2. Aufmerksamkeit und Fleiß: im allgemeinen sehr gut.

3. Maß der erreichten Kenntnisse: Er hat die Untersecunda ein Jahr mit Erfolg besucht und ist nach Obersecunda versetzt.

Heidelberg, den 29ten Juli 1890

Der Ordinarius der Untersecunda A:

Prof. Dr. Maier.

Der Direktor:

Dr. Uhlig

Zur Beachtung.

Auf Grund dieses Zeugnisses und der nachstehenden, gemäß §. 89. 3, Teil I der Wehrordnung bei-

zufügenden Belege:

a. eines Geburtszeugnisses,

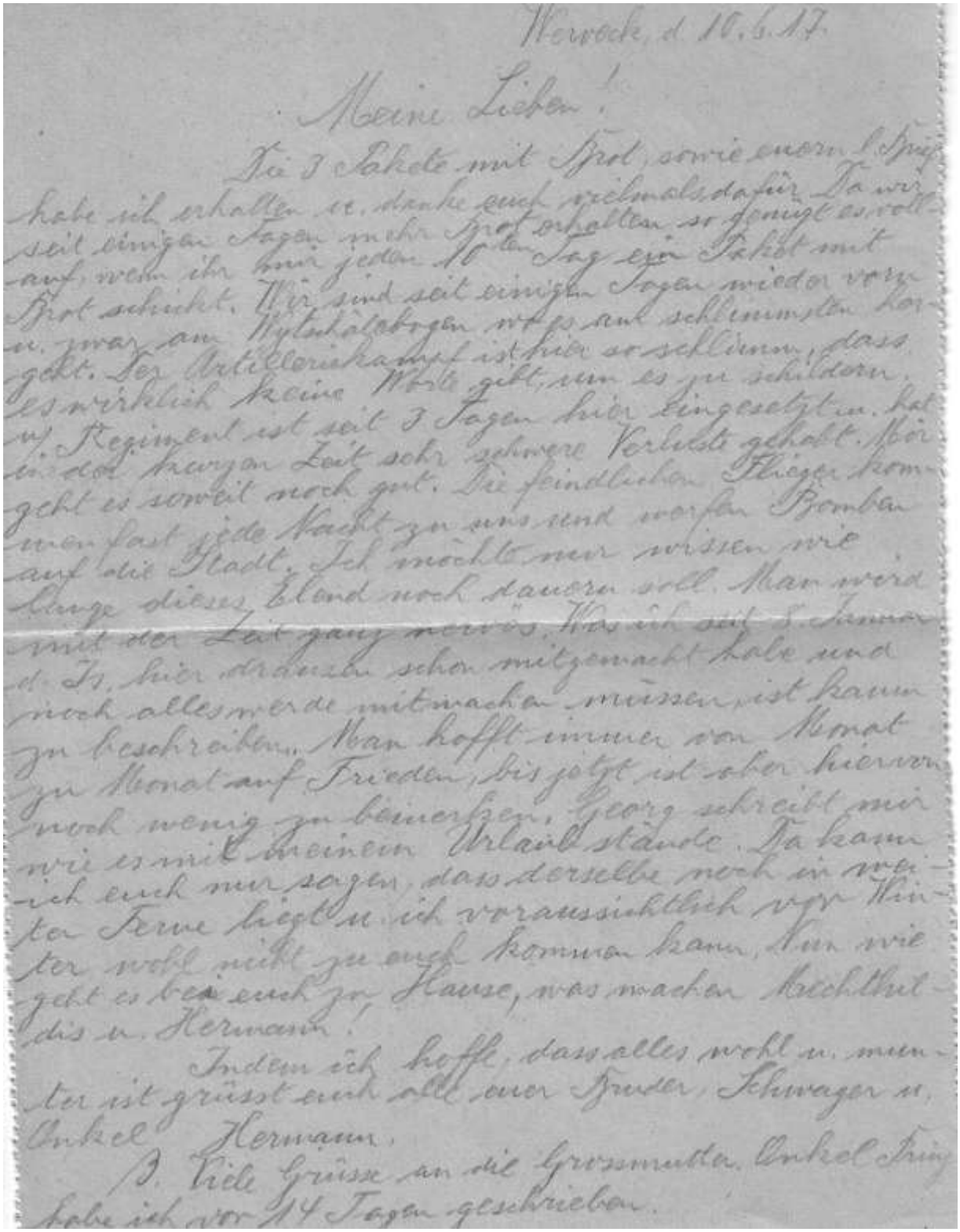
b. eines Einwilligungs-Attestes des Vaters oder Vormunds mit der Erklärung über die Bereitwilligkeit und Fähigkeit, den Freiwilligen während einer einjährigen aktiven Dienstzeit zu bekleiden, auszurüsten und zu verpflegen,
— zu b: bei Freiwilligen der seemännischen Bevölkerung, sofern sie in der Flotte dienen wollen, nicht erforderlich —

c. eines Unbescholtenheits-Zeugnisses, welches für Zöglinge von höheren Schulen (Gymnasien, Real-Gymnasien, Ober-Realschulen, Progymnasien, Realschulen, Realprogymnasien, höheren Bürgerschulen und den übrigen militärberechtigten Lehranstalten) durch den Direktor der Lehranstalt, für alle übrigen jungen Leute durch die Polizei-Obrigkeit oder ihre vorgesetzte Dienstbehörde auszustellen ist,

muß die Erteilung des Berechtigungsscheines zum einjährig-freiwilligen Militärdienst bei derjenigen Prüfungskommission für Einjährig-Freiwillige, in deren Bezirk der Wehrpflichtige gestellungspflichtig ist, schriftlich nachgesucht werden.

Wer sich behufs Erlangung der Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst nicht spätestens bis zum 1. Februar seines ersten Militärpflichtjahres, d. h. desjenigen Jahres, in welchem er das 20. Lebensjahr vollendet, bei der betreffenden Prüfungskommission anmeldet und den Nachweis der Berechtigung nicht bis zum 1. April desselben Jahres bei der Ersatz-Kommission seines Gestellungsortes erbringt, verliert das Anrecht auf Zulassung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst (Allerhöchster Erlaß vom 27. August 1885).

Doch die Brüder von Georg II, der Albrecht und der Hermann, waren ganz vorn an der Westfront im Einsatz. Davon sind Feldpostbriefe erhalten. Sie sind eindrucksvolle Frontberichte. Höchst erstaunlich ist, dass dem Hermann Brot an die Front geschickt wurde. Die Verpflegung der kämpfenden Truppe war offensichtlich zeitweise erbärmlich. Das hat es selbst im Zweiten Weltkrieg nicht gegeben, außer der Nachschub war durch Feindeinwirkung unterbrochen. Doch von „Fresspaketen“ der Angehörigen an die Soldaten in den Schützengräben, davon habe ich als Kriegskind und Zeitzeuge nie gehört.



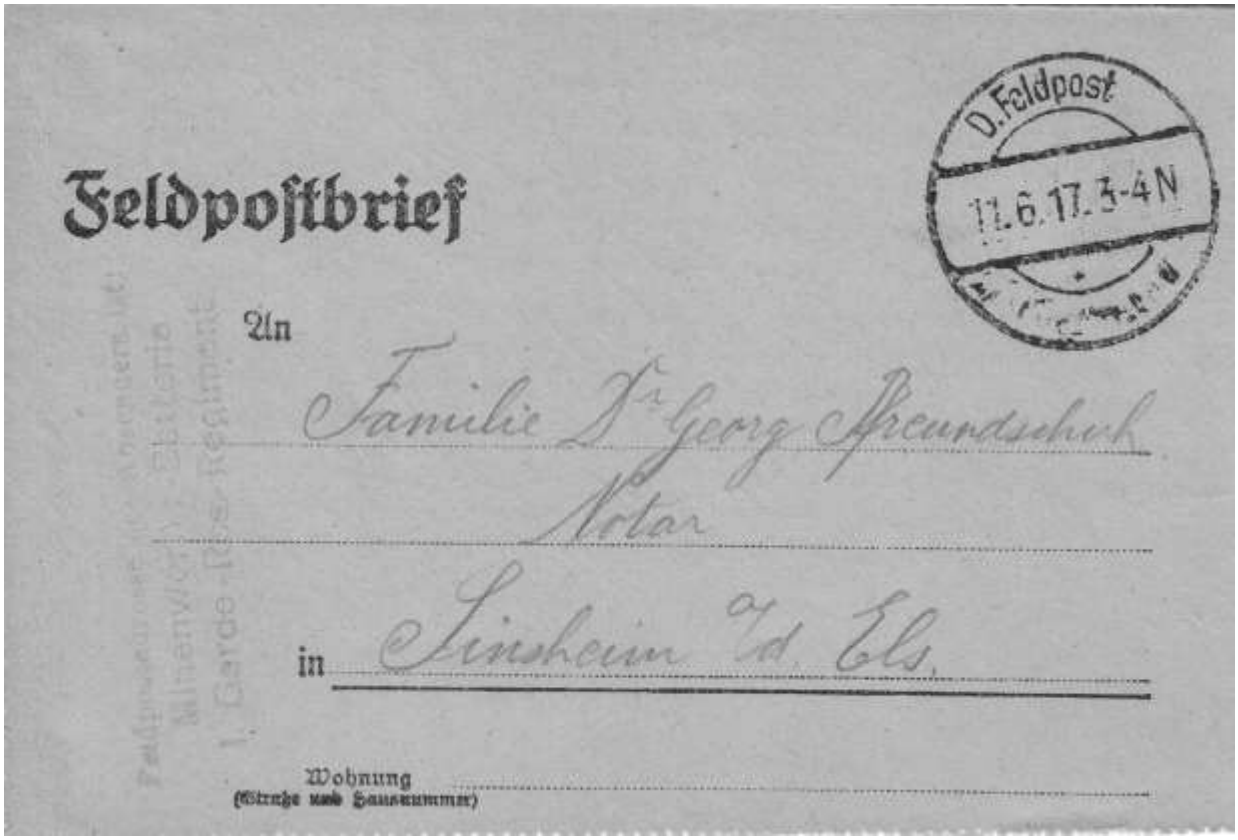
Werveck, d. 10.6.17.

Meine Lieben!

Die 3 Pakete mit Brot, sowie euern l. Brief
habe ich erhalten u. danke euch vielmals dafür. Da wir
seit einigen Tagen mehr Brot erhalten so genügt es voll-
auf, wenn ihr mir jeden 10ten Tag ein Paket mit
Brot schickt. Wir sind seit einigen Tagen wieder vorn
u. zwar am Wytschätebogen wo es am schlimmsten her-
geht. Der Artilleriekampf ist hier so schlimm, dass
es wirklich keine Worte gibt, um es zu schildern.
u. Regiment ist seit 3 Tagen hier eingesetzt u. hat
in der kurzen Zeit sehr schwere Verluste gehabt. Mir
geht es soweit noch gut. Die feindlichen Flieger kom-
men fast jede Nacht zu uns und werfen Bomben
auf die Stadt. Ich möchte nur wissen wie
lange dieses Elend noch dauern soll. Man wird
mit der Zeit ganz nervös. Was ich seit 8. Januar
d. Js. hier draußen schon mitgemacht habe und
noch alles werde mitmachen müssen, ist kaum
zu beschreiben. Man hofft immer von Monat
zu Monat auf Frieden, bis jetzt ist aber hiervon
noch wenig zu bemerken. Georg schreibt mir
wie es mit meinem Urlaub stände. Da kann
ich euch nur sagen, dass derselbe noch in wei-
ter Ferne liegt u. ich voraussichtlich vor Win-
ter wohl nicht zu euch kommen kann. Nun wie
geht es bei euch zu Hause, was machen Mechthil-
dis u. Hermann!

Indem ich hoffe, dass alles wohl u. mun-
ter ist grüsst euch alle euer Bruder, Schwager u.
Onkel Hermann.

B. Viele Grüsse an die Grossmutter. Onkel Fring
habe ich vor 14 Tagen geschrieben.



Feldpostbrief
Poststempel: D. Feldpost 11.6.17 3-4 N

links nur schwach lesbarer Stempel (quer):
Feldpostadresse des Absenders ist:
Minenwerfer-Batterie
I. Garde-Res.- Regiment

An
Familie Dr. Georg Pfreundschuh
Notar
In Sinnsheim a.d. Els.

Text Rückseite:

Werveck (= Wervick ?), d. 10.06.17

Meine Lieben!

Die drei Pakete mit Brot, sowie eurem l. Brief habe ich erhalten und danke Euch vielmals dafür. Da wir seit einigen Tagen mehr Brot erhalten, so genügt es voll auf, wenn ihr nur jeden 10ten Tag ein Paket mit Brot schickt. Wir sind seit einigen Tagen wieder vorn u. zwar am Wytschätebogen, wo es am schlimmsten hergeht. Der Artilleriekampf ist hier so schlimm, dass es wirklich keine Worte gibt, um es zu schildern. Unser Regiment ist seit drei Tagen hier eingesetzt und hat in der kurzen Zeit sehr schwere Verluste gehabt. Mir geht es soweit noch gut. Die feindlichen Flieger kommen fast jede Nacht zu uns und werfen Bomben auf die Stadt. Ich möchte nur wissen wie lange dieses Elend noch dauern soll. Man wird mit der Zeit ganz nervös. Was ich seit 8. Januar d. Js. (des

Jahres) hier draußen schon mitgemacht habe und noch alles werde mitmachen müssen, ist kaum zu beschreiben. Man hofft immer von Monat zu Monat auf Frieden, bis jetzt ist aber hiervon noch wenig zu bemerken. Georg schreibt mir wie es mit meinem Urlaub stände. Da kann ich auch nur sagen, dass derselbe noch in weiter Ferne liegt und ich voraussichtlich vor Winter wohl nicht zu Euch kommen kann. Nun wie geht es bei Euch zu Hause, was machen Mechthildis und Hermann?

Indem ich hoffe, dass alles wohl und munter ist, grüßt Euch alle Euer Bruder, Schwager und Onkel
Hermann *(= Hermann, der Bruder von unserem Großvater Georg II Pfreundschuh)*

Viele Grüße an die Großmutter. Onkel Prinz habe ich vor 14 Tagen geschrieben.

Die schweren Kämpfe am Wytschälebogen bei Wervick ganz im Norden, im belgisch-französischen Grenzgebiet sind in die Kriegsgeschichte eingegangen. Auf der Gegenseite waren hier britische Truppen eingesetzt. Hermann ist mit seinen Kameraden offensichtlich nach schweren, wochenlangen Artillerieangriffen und Sprengungen der Engländer nach vorn geworfen worden. Denn die 3. Bayerische Division war in die Luft gesprengt worden. Dazu lesen wir in den Kriegsberichten:

Am Morgen des 21. Mai 1917 eröffneten die Briten unter General Herbert Plumer mit 2.000 Geschützen den Angriff gegen den Wytschaetebogen (Wijtschate). Die deutschen Stellungen wurden bis zum 7. Juni um 2:50 Uhr ununterbrochen beschossen. Siebzehn Tage lang sind die deutschen Stellungen dem mörderischen Beschuß ausgesetzt. Keine Befehlsstelle, kein Bunker, kein Stolleneingang bleibt davon verschont - die deutschen Batterien werden systematisch vernichtet, und von schützenden Baumreihen bleiben nur noch kahle Stümpfe übrig. Es ist weder möglich, die erste Stellung mit Munition und Verpflegung zu versorgen, noch Verwundete herauszuschaffen.

Die anschließende britische Großoffensive begann um 3:10 Uhr mit der Sprengung von 19 Minen. Bei der Explosion starben circa 10.000 Soldaten sofort und die 3. bayerische Division wurde fast komplett vernichtet. Dies sorgte dafür, dass die deutschen Vorbereitungen für eine Verteidigung zusammenbrachen.

Britische, kanadische und australische Mineure hatten in 15 bis 30 Metern Tiefe innerhalb von zwölf Monaten Stollen unter die deutschen Stellungen gegraben und dort insgesamt 22 Minen platziert. Jede Mine bestand im Schnitt aus 21 t Sprengstoff, die größte Mine bei St. Eloi bestand aus 42 t. Bei dem damals verwendeten Sprengstoff handelte es sich um Ammonal, dessen Grundlage Ammoniumnitrat und Aluminium ist. Die Explosion der Minen war das lauteste bis dahin von Menschen erzeugte Geräusch und konnte angeblich bis Dublin und von Premierminister David Lloyd George in der Londoner Downing Street No. 10 gehört werden. Eine Mine wurde von den Deutschen entdeckt und entschärft. Die Länge der Tunnel unter dem Schlachtfeld betrug an die 8.000 m.

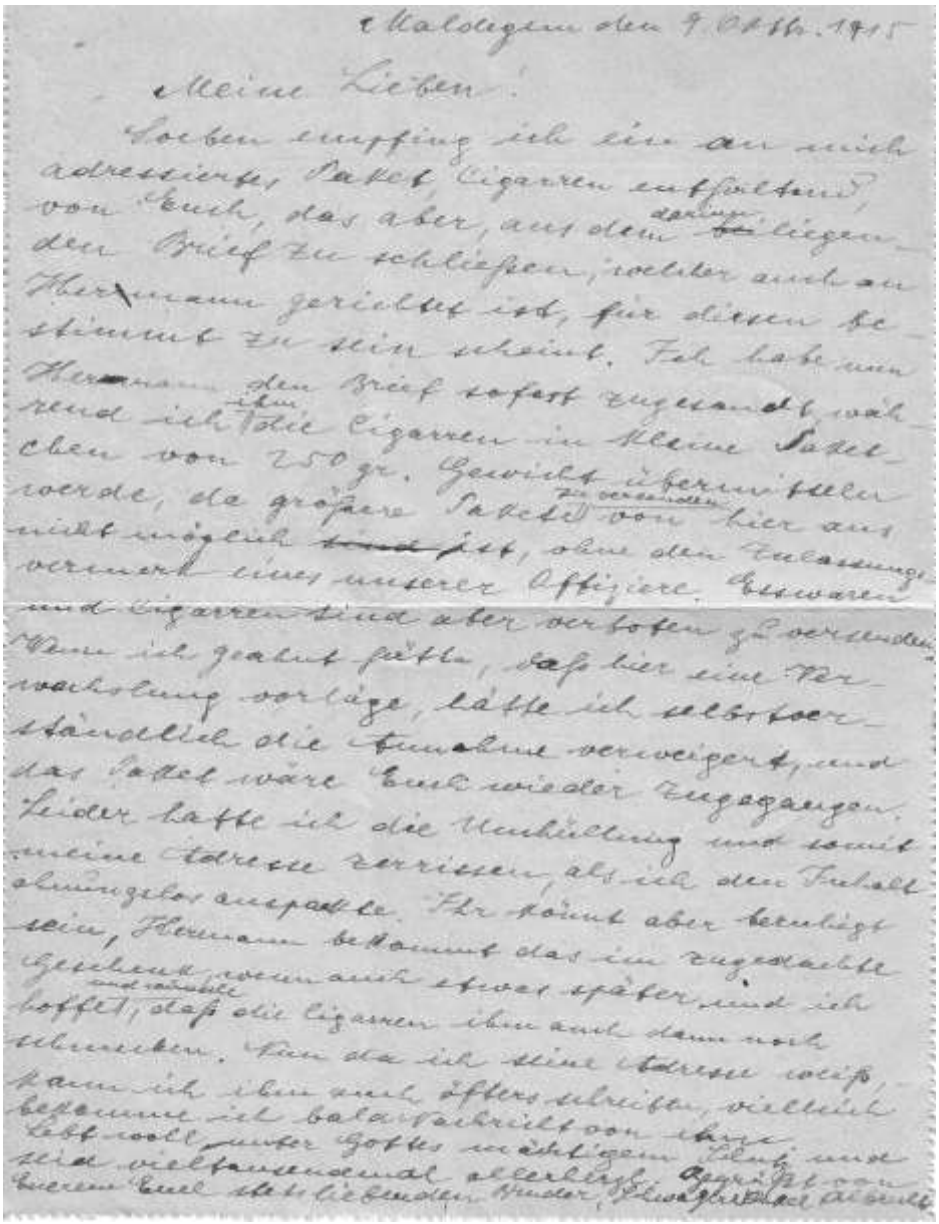
Die Briten feuerten daraufhin ein Trommelfeuer aus ca. 2250 Geschützen auf die deutschen Stellungen. Neun alliierte Divisionen der britischen 2. Armee gingen zum Angriff über und wurden durch den Einsatz von Giftgas und 72 Panzern unterstützt. Innerhalb von drei Stunden war der Frontbogen eingenommen und die Deutschen, von denen 7500 Soldaten gefangen genommen wurden, mussten sich zurückziehen. Auch folgende Gegenangriffe der Deutschen blieben ohne Erfolg und brachten den Alliierten sogar weitere Geländegewinne.

Der Feldpostbrief von Onkel Hermann stammt vom 10.06.1917. Zuvor, im April war er noch einmal auf Heimaturlaub bei Georg II gewesen. Das folgende Bild zeigt ihn; und wir sehen ihm den Krieg an. Dabei müssen wir uns vergegenwärtigen, dass Hermann nicht mehr der Jüngste ist, aber noch ganz vorn kämpfen musste. Am 8. August des Jahres 1917 wird er dann seinen 40. Geburtstag feiern.

Onkel Hermann ist der Krieg anzusehen. Auch Georg II sieht hier und auf anderen Bildern von 1917 mitgenommen aus. Im Hintergrund der Freund Fritscher (wir kennen ihn von oben als Freimaurer), rechts Stadtpfarrer Restle.

19 - 17
4. Feldweihnacht.
ETAPPEN INSPEKTION 6.

Auch der Bruder Albrecht aus Schwäbisch Gmünd hat von der Westfront Feldpost geschickt:



Ganz schlimm ist es auch im mörderischen Stellungskrieg bei Verdun zugegangen. Mein Vater erinnerte sich, dass bei feuchtem Wetter in Heidelberg der Kanonendonner von dort zu hören war. Das Kriegsende und vor allem das Friedensdiktat von Versailles empfanden die Deutschen als unverdient und maßlos ungerecht. Das zeigen auch die folgenden Zeilen von Georg II.

ZUR HEIMKEHR DER KRIEGER

Begeisterung war's und heilige Pflicht,
die vor Jahren hinaus Euch getrieben,
als der Russe, der Franzmann, der Britte in Sicht.
Es ging um die Heimat, die Lieben!

Mit Todesverachtung, mit Gottesvertraun,
so seid Ihr dem Feinde entgegen.

Den Franzmann, den Britten, die habt Ihr gehau'n,
und Rußland ist ganz unterlegen.

Daß unsere Lande von Kriegsgräu'l verschont,
das danken wir Euch, tapfre Krieger.
Der Kampf um die Heimat hat reichlich gelohnt,
wenn Frankreich und England auch Sieger.

Noch lachen die Fluren wie ehmals uns heut',
noch winken uns Dörfer und Hütte.
Nicht Gattin, nicht Töchter hat jemals entweiht
ein Russe, ein Franzmann, ein Britte!

So seid denn willkommen am heimischen Herd,
Ihr Kämpfer für Frauen und Kinder,
Ihr Helden der Ehre, des Ruhmes wohl wert,
des Dankes der Nachwelt nicht minder!

Helft sorgen, helft aufbau'n in bitterer Not,
helft wahren, was unser geblieben!
Helft schaffen uns Werte, helft schaffen uns Brot!
Es geht um die Heimat, die Lieben!

Neckargemünd, den 2. März 1920

Der Krieg war zwar zu Ende, doch die Not dauerte an. Es folgten die deutsche Zahlungsunfähigkeit, die Besetzung des Ruhrgebiets durch Franzosen und Belgier, die Inflation, die Weltwirtschaftskrise, der Aufstieg der Nationalsozialisten. Letzteren erlebte Georg II nicht mehr; er starb 1931. Doch zuvor kam der Umzug nach Neckargemünd.

In Neckargemünd (1920 – 1925)

Im Jahr 1920 wurde Georg II in Neckargemünd Notariatsvorstand. Damit war er seinem sehnlichsten Wunsch ein Stück näher gekommen. Denn sein Ziel war es, einmal in seiner Heimatstadt Heidelberg Notar zu sein und dort mit seiner Familie den Ruhestand zu genießen. Auch von der Wohnlage und der Wohnqualität war Neckargemünd ein großer Fortschritt. Es liegt als „schöne Nachbarin von Heidelberg“ nur elf Kilometer von den Toren der alten kurpfälzischen Residenzstadt. Nach Heidelberg gab es nicht nur eine Zug-, sondern seit 1914 auch eine Straßenbahnverbindung. Dagegen war Sinsheim für die damalige Zeit richtig abgelegen. Von „Sinse“ nach Heidelberg sind es rund 30 km, ins württembergische Heilbronn 33 km und in die badische Residenzstadt Karlsruhe 40 km. Zwar hatte Sinsheim seit 1869 eine Bahnverbindungen nach Heidelberg und nach Heilbronn, doch die Zügle fuhren für heutige Begriffe langsam. Nach Uissigheim dauerte es, wie wir hörten, sechs Stunden. Heute kommen wir in dieser Zeit von Sinsheim bis nach Hamburg.

Sicher hat Georg II, als er im Jahre 1920 nach Neckargemünd gekommen ist, bedauert, dass seine Eltern in Heidelberg bereits 1914 gestorben waren.

Das ansehnliche Neckargemünder Notariatsgebäude, das wir gleich auf Bildern sehen, lag mitten in der Stadt, in der Neckarstrasse. Die Dienstwohnung im zweiten Stock (erstes Obergeschoss) konnte jedoch nicht sofort bezogen werden. Offensichtlich wohnte hier noch der Vorgänger.

Die Familie wohnte daher zunächst in die Villa Waldwinkel, die deutlich außerhalb des kleinen Stadtkerns in Richtung Kümmelbacher Hof oder Heidelberg lag. Das alles beschreibt Georg II anschaulich in dem folgenden Gedicht. Die Villa Waldwinkel bezeichnet auch Hans in seinem Fotoalbum als „unser Kinderparadies“. Georg II und sicher auch Emilie fühlten sich wohl in Neckargemünd. Georg II war hier wieder nah bei seinen Studienfreunden und seinen Bundesbrüder von der Landsmannschaft Teutonia.

Blick von der Villa Waldwinkel Richtung Neckargemünd.

Bilder von den Festtagen wie Ostern oder der Ersten Heiligen Kommunion der Kinder zeigen, dass all die Freunde, denen Gedichte gewidmet sind, und fast immer auch die Lina aus Uissigheim dabei waren. Längere Zeit hat auch der Paul aus Uissigheim in der Familie gewohnt. Er machte in Neckargemünd eine Schlosserlehre. Mein Vater erzählte immer wieder einmal, dass er dort einen sehr strengen Meister hatte. Der hat ihn zuerst oft geschlagen. Der Georg II hat dann den Meister aufgesucht und ihm eindringlich ins Gewissen geredet. Danach sei es viel besser geworden. Der Paul ist später nach Amerika ausgewandert (siehe oben Familienübersicht). Ich kenne ihn gut. Er war einige Male in Uissigheim und hat mich sogar einmal im Landratsamt in Mosbach besucht.

Mein Vetter Michael, Sohn meines Patenonkels Hermann, kennt Paul und seine Familie noch besser. Er arbeitete eine Zeit lang in einem Krankenhaus in New York und hatte da gute Kontakte zu den dortigen Verwandten.

Mai 1921

„Waldwinkel", das Kinderparadies

Georg II und Emilie zogen dann doch gern in die Dienstwohnung in die Neckarstrasse. Sie war auch geräumig und vor allem zentral gelegen. Zum Marktplatz und zur katholischen Kirche sind es nur wenige Schritte. Von der Rückseite des Gebäudes haben wir einen freien Blick auf den Neckar. Dort ist noch heute ein großer steinerner Tisch. Es gibt sehr viele Bilder mit den Kindern an diesem großen runden Tisch mit dem Neckartal im Hintergrund. Von diesen Bildern habe ich noch sehr viele alte Fotoplatten aus Glas. Für meinen Patenonkel Hermann und meine Patentante Traudel fand hier die Kindheit statt. Sie fühlten sich auch als Neckargemünder. Traudel hatte dort lebenslang Freundinnen, die sie manchmal besuchte, wenn sie bei uns in Heidelberg war. Der Neckar war noch sauber und wild und nicht kanalisiert. Für die jüngeren Geschwister war er ein abenteuerliches Freizeitgelände. Mechthild, Hermann und Traudel wurden sehr gute Schwimmer; mein Vater konnte schwimmen, aber nicht so gut.

Ich erinnere mich noch an meine Kindheit in der Nachkriegszeit. Damals sind die Tante Mechthild und der Onkel Hermann regelmäßig in Heidelberg im Neckar geschwommen. Hermann ist sogar einmal vom Stauwehrsteg an der Chirurgischen Klinik in den Neckar gesprungen. Er hat damit eine Wette eingelöst und von einem Freund ein Paar Nylonstrümpfe geschenkt bekommen. Die hat der Hermann dann an eine seiner vielen Verehrerinnen weiter schenken können. Ich erinnere mich, wie er dazu sagte: „So verrückt war man damals.“ – Mein Vater hat vor allem die schönen Paddelfahrten auf dem Neckar und der Elsenz bei Neckargemünd immer wieder einmal gerühmt.

Die folgenden Bilder zeigen das geschmackvolle, barocke Gebäude, in dem damals das Notariat war. Die Rückseite schaut ins Neckartal und ist ebenfalls kunstvoll ausgeführt. Das Gelände fällt dort steil ab zum Neckar. Zunächst hat das große Haus einen Hof, in dem heute – natürlich – einige PKW parken. Anschließend ist ein mehrstufiger, Richtung Neckar absteigender Garten. Neben dem Grundstück führt auch eine schmale, öffentliche Staffel auf kurzem Weg hinunter zum Fluss. Kein Wunder, dass meine Patentante, das Bobbele, immer meinte, dort sei es sehr schön gewesen. Die beiden „Neckargemünder“ Hermann und Traudel sehen wir dann auch in diesem Garten.

Straßenansicht des geschmackvollen, barocken Gebäudes (errichte 1768 als Wohnhaus des Schultheißen Michael Gerber)

Neckargemünder Notariat Rückseite

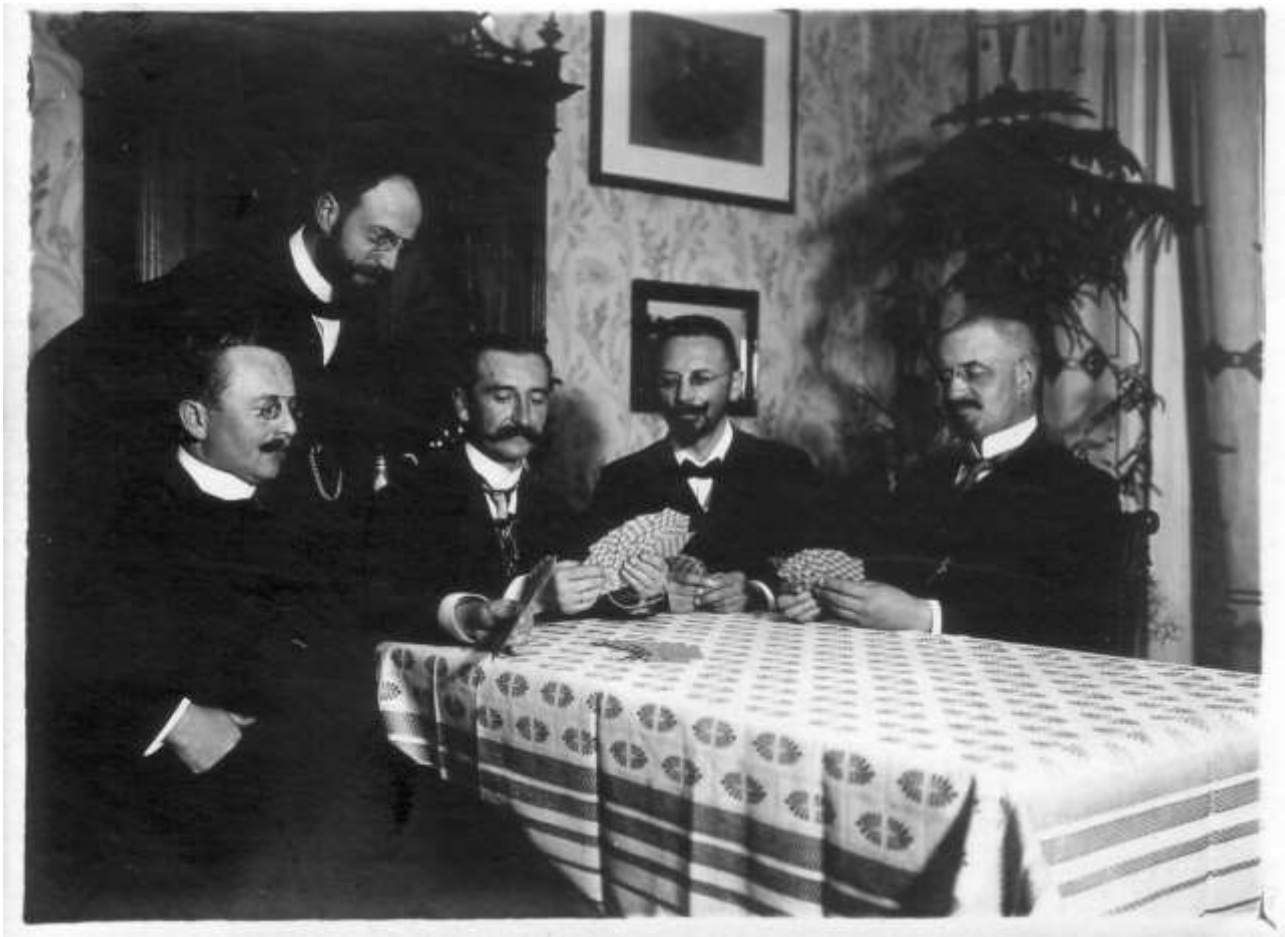
Die schöne Barocktür zum Hof und Garten

Hermann am steinernen Tisch im Notariatsgarten Neckargemünd 1923

Den Tisch gibt’s noch heute im schönen Garten mit seinen Terrassen zum Neckar hin.
Heute ist hier kein Notariat mehr. Doch Kinder spielen da immer noch.

Traudel und Hermann im Notariatsgarten Neckargemünd 1924
(vgl. die Ähnlichkeit vom Bobbele mit der kleinen Emilie oben S. 41)

Auch Neckargemünd war zu dieser Zeit noch ein beschauliches Städtchen. Es bestand im Wesentlichen aus der Altstadt und der baulichen Erweiterung Richtung Bahnhof im Stile des Historismus. Allerdings wohnten in Neckargemünd eine ganze Reihe von aktiven und pensionierten Beamten und Offizieren. Mit diesen hat Georg II regelmäßig Skat gespielt. Das war eine seiner Leidenschaften. Das folgende Bild zeigt, dass man sich dabei auch gelegentlich in die Karten geschaut hat.



Georg II ist der Dritte von links oder rechts. Nur den Herrn rechts von Georg II (aus Sicht des Betrachters) kenne ich; es ist der Richter Grein

Das folgende Gedicht ist an die Familie Grein gerichtet. Grein war Richter, er ist auf dem obigen Bild der zweite von rechts und blickt unserem Georg II gerade in die Karten. Womöglich ist für ihn das Spiel bereits zu Ende.

Mit den folgenden Versen hat Georg II treffend und anschaulich „Leute, Land und Sitte – Dienst, Bezirk und Hütte“ in Neckargemünd geschildert. Heute ist es für manchen ungewohnt, soviel Gereimtes zu lesen. Zuerst ist es mir so gegangen, doch nachdem ich mich eingelesen hatte, fand ich die Erzählung sehr anschaulich, stimmungsvoll und fein gezeichnet. Darum folgt hier alles ungekürzt. Besser kann ich es nicht schildern.

Neckargemünd, 7. Februar 1920

Liebe Familie Grein!

Heut' nach einundneunzig Tagen
kann ich wohl ein Urteil wagen
über Leute, Land und Sitte,
über Dienst, Bezirk und Hütte.
Wie wir leben, was wir treiben,
davon will ich jetzo schreiben:
Volk und Leut', ich fand sie wieder,
meine Pfälzer, treu und bieder,
wie in meiner Kindheit Tagen,
offnen Sinns und nicht verschlagen,
voll Humor und frohen Mutes,
ab und zu auch raschen Blutes,
aber niemals rachesüchtig,
leicht im Leben, manchmal flüchtig,
gern bei Tanz und Lustbarkeiten,
so wie schon zu Nadlers[21] Zeiten.

Nun das Land! Wie soll ich preisen,
was mein Eigen einst geheißen?
's ist ein Lied aus fernen Tagen,
süß, von Melodei getragen,
's ist ein Traum aus schönen Zeiten,
was mir diese Berge deuten,
diese Fluren, diese Felder,
diese Täler, diese Wälder!
Euch, Ihr Burgen und Ihr Berge,
Dir Perkeo, froh Gezwerge,
reich an Dichtung und an Sage,
Zeugen meiner Jugendtage,
Euch, Ihr Fluren und Ihr Auen,
Freunde Euch und Euch, Ihr Frauen
will ich, wie seit vierzig Jahren,
Treue bis zum Grab bewahren!

Hier im frohen Pfälzerlande,
an des Neckars grünem Strande,
wo der Elsenzbach einmündet,
wo sich Tal zum Tale findet,
Odins hohe Bergesrücken
sich mit stolzen Burgen schmücken,
wo nach vielen Jahren wieder
Vöglein zwitschern heim'sche Lieder,
jeder Steg zu meinen Füßen,
jeder Stein mich will begrüßen.

Hier in herrlichem Bezirke
ich amtiere nun und wirke!

[21] Gottfried Nadler (1809 - 1849) ist ein bekannter Heidelberger Mundartdichter. Seine „Fröhlich Palz, Gott erhalts!“ steht seit Kindertagen in meinem Bücherregal. Zu meiner Freude unterscheidet sich meine kaum von seiner Mundart.

Ja, der Dienst ist angenehmer,
die Bereisung weit bequemer.
Bin um zwei zum Mittagsschmause
in der Regel stets zu Hause,
kann dann hübsch der Ruhe pflegen,
mich ein Stündchen niederlegen.
Hab' nur wen'ge Nachmittage
mit dem Büro meine Plage.
Bleib' zu Haus bei Frau und Kinder,
oder, wenn das Wetter linder,
fahr' nach Heidelberg, der Feine,
bald zu zwein und bald alleine.

Künftighin geh' ich auch fischen.
Ob's gelingt, was zu erwischen
von der Zukunft ich erwarte.
Jedenfalls hab' ich 'ne Karte.

Bis hierher war's eitel Freude,
nunmehr folgt die Schattenseite.
Im Waldwinkel, nächst der Wälder,
neben Fluren, Hecken, Felder,
wo so manches Raubtier hauset,
d' Kümmelbach herniederbrauset,
wohnen wir, recht abgelegen
von der Stadt. Auf schlechten Wegen,
die wir täglich mal verfluchen,
muß, wer kommt, sein Glück versuchen,

Anna, unser Kindermädchen,
hätt' 'ne halbe Stund' zum Städtchen.
Doch in Wirklichkeit wird's schlimmer:
Wie da sind die Frauenzimmer,
schwatzen, gucken, bleiben stehen,
anstatt ihres Wegs zu gehen.
Manchmal bleibt drei volle Stunden
diese holde Fee verschwunden.

Weiter hat mein liebes Schätzchen
für die Wäsch' kein Trockenplätzchen
hier im Haus bei zwölf Personen.
Daß wir in zwei Stockwerk' wohnen,
und im Souterrain die Küche,
hat auch manches Widerliche.
Eine Frau mit sieben Kinder’,
meiner Wenigkeit nicht minder,
ja, die muß sich tüchtig rühren,
will sie da die Wirtschaft führen.
Wenn's am Abend neun geschlagen,
kaum die Füße sie mehr tragen,
die seit sechs Uhr früh am Morgen
mußte für den Haushalt sorgen.
Alle Kraft heißt's da entfalten
in der Küche bald, der kalten,
bald im ersten oder zweiten
Stock. Es wird für lange Zeiten

nicht gut tun. Die Not der Tage
löste so die Wohnungsfrage.

Uns'rer Jugend g’fällt's da oben,
kann nach Herzenslust hier toben,
kann hier tanzen, jodeln, singen,
lustig um die Wette springen.
Daß der Stockwerk' es so viele,
nützt ihr beim Versteckles-Spiele.
Läßt den Tanzknopf munter schnurren
oder ihre Rollschuh surren
vor der Stub’ auf der Terrasse.
Wenn ich sie gar ziehen lasse
nächst dem Haus in Wiesen, Felder,
Buchen- oder Tannenwälder,
glücklich ihre Augen strahlen,
purpurn sich die Wangen malen.

Uns're Hühner prächtig wachsen,
täglich uns schon Eier gachsen.
Da ein großer Lauf gegeben,
führen sie ein herrlich Leben.
Wenn man ohne Zaun sie ließe,
wären sie im Paradiese.
Mimmi, unser kleines Hündchen,
träumt am Ofen manches Stündchen;
denn mit Feuerung und Heizen
brauchen wir hier nicht zu geizen.
Wer nicht darben muß und frieren,
sollte eigentlich parieren!
Darob tu' ich mich bescheiden.
Muß ich auch den Skattisch meiden,
sitzen nach dem Abendschmause
Tag für Tag in meiner Klause,
hat es mich doch nie verdrossen,
daß ich gänzlich abgeschlossen
von der Welt der Neckarg'münder,
leb’ für mich mit Frau und Kinder.

Wenn ich so beim Ampelschimmer
ganz allein in meinem Zimmer,
denk' ich gern vergangner Zeiten
reichen Glücks und reiner Freuden.
Ja, sie waren schön, die Stunden,
da wir, freundschaftlich verbunden,
tauschten, was der Geist geboren
oder was das Herz erkoren!
Jene Mittwochnachmittage
nach des Amtstags Müh' und Plage,
jene Sonntagmorgenstunden,
die für immer nun entschwunden,
werd' ich stets in Ehren halten!

Mag die Zukunft sich gestalten,
wie sie will, sie kann nie wehren,
an vergang'nem Glück zu zehren!

Mag der Feind uns alles pfänden,
uns auch noch so sehr verschänden,
unser inn'res Seelenleben
ist ihm doch nicht preisgegeben!
Auf, zu jenen höh'ren Sphären
kann den Zutritt niemand wehren!
Dieses Tor steht allen offen,
die da glauben, lieben, hoffen.
Mit dem Glauben, der uns bindet,
mit der Liebe, die sich findet,
mit der Hoffnung, die wir hegen,
woll'n der Zukunft wir entgegen!
Also will ich heute enden,
tausend Grüß' von allen senden,
hoffend, daß auch Ihr, Ihr Lieben,
wie wir selbst, gesund geblieben!

Gedicht für die Familie Grein, 7.02.1920

An den Richter Grein erinnere ich mich noch sehr gut. In meiner Kindheit hat er in Neunheim in unserer Nähe als Pensionär gewohnt. Immer wieder einmal hat ihn mein Vater getroffen, wenn ich dabei war. Mein Vater begrüßte ihn stets mit großer Achtung und redete auch gern mit ihm. Es war ein kleiner schmächtiger Mann mit einem charakteristischen Gesicht und Spitzbart. Bei den „Freunden der Familie“ werden wir auf ihn zurückkommen.

Besonders bei den Gesprächen meines Vaters mit dem Otto Grein oder anderen Freunden seines Vaters, aber auch mit Verwandten der älteren Generation ist mir stets etwas aufgefallen. Er sprach mit diesen älteren „Herrschaften“ außerordentlich höflich und voll Hochachtung. Auch bei der Tante Ida in Schwäbisch Gmünd, der Ehefrau seines Onkels Albrecht, war das so; sogar bei der Tante Lisel, trotz aller Vertrautheit. Er war nicht unterwürfig, doch er zollte den Menschen aus der Generation seiner Eltern eine hohe, natürliche Anerkennung. Gegenüber dieser älteren Generation hat er auch stets die althergebrachten Titel verwendet. Mit Leuten seiner Generation redete er völlig anders. Das ist mir schon als kleiner Bub sehr aufgefallen. Das war auch in Uissigheim so. Man merkte einfach, ob er mit Altersgenossen, also Vettern und Basen, oder aber mit der Elterngeneration, also seinen Tanten und Onkeln, redete.

Heute im Rückblick führe ich dies auch auf den großen Zivilisationsbruch des Ersten Weltkriegs und der 20er Jahre zurück. Die Generation von Emilie und Georg II war die Vorkriegsgeneration. Sie war – gerade auch in den Augen meines Vaters – sehr tüchtig und tugendhaft. Uns haben das eindringlich die nachgelassenen schriftlichen Zeugnisse von Emilie und Georg II oben gezeigt, aus denen viel Idealismus, Tüchtigkeit und Tugend spricht. Wer Bilder oder Fotos von Menschenansammlungen vor und nach dem Ersten Weltkrieg miteinander vergleicht (z.B. Markttag auf dem Heidelberger Marktplatz) dem springen weitere Unterscheide ins Auge. Alle Frauen tragen 1914 lange Röcke, die Männer eine geordnete Straßenkleidung mit oft steifem Kragen. Die Bürgerlichen hatten sich mit ihren Wertvorstellungen und ihrem Lebensstil durchgesetzt.

Der Erste Weltkrieg hat dann alles tief erschüttert, vieles weggefegt. Die 20er Jahre waren dann die Zeit von Marlene Dietrich, die im „Blauen Engel“ ihre Beine bis zur Unterhose entblößte, und von Bert Brechts Mutter Courage. Bubikopf und Minirock

kamen auf. Josephin Baker brach dann jedes Tabu und setzte sich völlig nackt auf die Bühne. Das hat Wellen geschlagen bis in die kleinsten Städtchen. An Fastnacht traten nun auch die Bürgersfrauen auf, schwenkten ihre nackten Beine und sangen „Des ham mir in Paris gelernt“. Der Umschwung und die Gegensätze waren dramatisch.

Meine Patentante Traudel und mein Patenonkel Hermann, die jüngsten Geschwister meines Vaters, waren von dieser Zeit irgendwie elektrisiert und damit auch etwas anders als die älteren. Mit Traudel habe ich mich viel unterhalten. Gerade auch über ihre Mutter Emilie, zu der sie ein besonders inniges Verhältnis hatte. Einmal schilderte sie mir sogar, wie sie ihre Mutter überredet hat, den ersten BH (Büstenhalter) zu kaufen. Das sei schwierig gewesen. Die Emilie hätt’ von so unkeusche’ Sache’ zuerst überhaupt nix wissen wollen. Aber die Traudel ließ nicht locker. Sie wollte einfach eine moderne und schicke Mutter, auch wenn die Emilie Witwe war. Für mich war die Schilderung schon eindrucksvoll. Und der folgende Satz, den das Bobbele zu ihrer Mutter Emilie sagte, habe ich noch wörtlich in den Ohren: „Mudder, du musch (musst) des alles e’ bissel lupfe. Dann kummt die Figur viel besser raus.“ Die Emilie hat schließlich nachgegeben, wie mir Traudel damals, kurz vor meinem Abitur, stolz erzählte. Sie war in diesem heißen Sommer sehr lang in Heidelberg; und wir sind oft miteinander ins Schwimmbad gegangen. Wenn mich dann ein Mädel gegrüßt hat, so konnte ich sicher sein, dass sie mir dazu ihre Bewertungen gab. Bei einer gut gebauten Jungfrau meinte sie: „Biwel (Büble), die hot viel Gewicht.“ Ich verstand die Warnung, war aber in diesem Fall auch nicht gefährdet.

Dieser Generationenbruch in Folge des Ersten Weltkriegs und der 20er Jahre unterscheidet sich grundlegend von dem späteren Generationenbruch von 1968, der verzögert nach dem Zweiten Weltkrieg aufgetreten ist. Mein Vater und seine Geschwister haben die Andersartigkeit, die größere Strenge und Tugend ihrer Eltern-generation voll anerkannt. Hans, Karl-Heinz und all die anderen haben immer wieder schriftliche Zeugnisse hinterlassen, in denen sie von „unseren geliebten Eltern“ sprechen. Sie schätzten deren Lebensleistung und deren Lebenseinstellung, obwohl sie sich gleichzeitig selbst eingestehen mussten, dass sie anders, vor allem nicht mehr so sittenstreng waren. Hans war beispielsweise der erste in der Familie, der sich scheiden ließ und eine zweite Ehe einging. Bei dieser Generation klafften dann häufig Anspruch und Wirklichkeit auseinander. Das führte dann zur Anklage der „bürgerlichen Doppelmoral“ durch folgende, die 68-Generation.

Während die Generation nach dem Ersten Weltkrieg ihre Eltern wegen ihrer bürgerlichen Tugenden schätzte, war dies bei der 68er Generation völlig anders. Sie verachtete alle Bürgerlichkeit, verurteilte ihre Eltern. Das gilt vor allem für die vielen Bürgerkinder, deren Eltern stramme Nazis waren. Der Zweite Weltkrieg mit den unzähligen Verbrechen, dem abgrundtiefen Missbrauch aller Ideale und Tugenden führte zu einem völlig anderen Zivilisationsbruch. Aus dem Miteinander wurde ein Gegeneinander der Generationen. Ich erinnere mich gut an eine Begebenheit während einer der Großdemonstrationen 1968 oder 1969 in Heidelberg. Jeder diskutierte mit jedem. Ein Arbeiter war wütend über die randalierenden Studenten. Und der Arbeiter sagte zu einem großen blonden, langhaarigen Studenten: „Was war dein Vadder im Dritte’ Reich?“. Der norddeutsche Student antwortete: „Auch ein Nazischwein!“. Da sagte der Arbeiter: „Dann g’hörst du als Sohn eines Nazischweins von der Uni verjagt. So wie ihr randaliert, hawe aa euer Vädder als Nazischweine randaliert. Des seh ich noch wie heut.“ Der Student war offensichtlich tief betroffen, schaute nieder, drehte sich um und ging weg.

Das alles hätte ich ja noch verstehen, nachvollziehen können. Doch eines wollte mir einfach nicht in den Kopf. Diese 68-iger waren Marxisten, schwärmten für den Massenmörder Mao, dessen grausame Christenverfolgungen ich schon aus dem schulischen Religionsunterricht kannte. Ihre Eltern waren in die eine Diktatur gerannt, und sie rannten nun in die nächste. Ich war fassungslos – viele meiner Altersgenossen auch. Die meisten, nicht alle 68-iger waren jünger als wir.

Nach diesem gesellschaftskritischen Gedankenflug über drei oder vier Generationen wollen wir zurück nach Neckargemünd, in die 20er Jahre. Diese „Goldenen 20er Jahre" waren für Deutschland wirtschaftlich wahrlich nicht golden. Nach dem Versailler Vertrages vom 28.06.1919 sollte Deutschland 132 Milliarden Goldmark als Reparationen (Kriegsentschädigungen) an die Siegermächte zahlen. Sie verlangten auch, dass Deutschland die alleinige Kriegsschuld vertraglich (!) zu übernehmen habe (Art. 231 Kriegsschuldartikel). Während ich diesen Text schreibe, wurde am 3. Oktober 2010 die letzte Rate des Versailler Vertrags in Höhe von 70 Mio. Euro von der Bundesschuldenverwaltung überwiesen. Dazu schrieb 2010 das „Handelsblatt":

> „Zugegeben, es kostet etwas Überwindung, zu glauben, dass die Bundesrepublik noch 2010 für finanzielle Forderungen aus einem Vertrag von 1918 einsteht, der seit Jahren auch international als ein politisches Fiasko gilt. Die erdrückenden Bedingungen des in einem Eisenbahnwagen unterzeichneten Vertrags waren ein Teil des Weges in die Nazi-Diktatur, weil sie der extremen Rechten die Agitation gegen die junge Republik von Weimar mit Begriffen wie „Erfüllungspolitiker" und „Schandvertrag" erleichterte."[22]

Der Versailler Vertrag wurde nicht nur von den Deutschen als eine bis dahin unbekannte Ungerechtigkeit empfunden. Er enthielt auch eine wichtige, in früheren Friedenverträgen enthaltene Klausel nicht. In dieser vergaben sich die Parteien gegenseitig alle Schuld und versprachen, nun miteinander wieder dauerhaft in Frieden leben zu wollen. Das hat uns einmal sehr anschaulich ein Geschichtsprofessor quellenmäßig belegt. Der Versailler Vertrag wurde nicht als Friedens-, sondern als Herrschafts- und Ausbeutungsvertrag verstanden und durchgesetzt. So sahen es alle Deutschen, über alle Parteien hinweg. Das konnte nicht gut gehen.

Der Vertrag war nicht nur für Deutschland, sondern letztlich für alle europäischen Nationen eine wirtschaftliche Katastrophe. Der allseits bekannte Wirtschaftswissenschaftler John Maynard Keynes (1883 – 1946) war mit 36 Jahren Teilnehmer der englischen Delegation bei den „Friedensverhandlungen". Er ist heute, genauer gesagt seit der Finanzkrise von 2008 / 9, wieder einer der meist zitierten volkswirtschaftlichen Theoretiker.[23] Damals hat er zunächst die britische Delegation bei der Konferenz geleitet. Doch er kritisierte die gefassten Beschlüsse, weil er die Reparationszahlungen für viel zu hoch, für unbezahlbar hielt. Er erkannte, dass Europa dadurch in eine wirtschaftliche Krise geraten müsse und legte deswegen sein Amt nieder. Er verließ die Delegation. Er sollte Recht behalten.

[22] Handelsblatt vom 01.10.2010, Seite 7
[23] Das „Handelsblatt" hat vom 16.03. – 11.05.2009 Keynes eine große 7-teilige Folge gewidmet.

Deutschland war dann 1923 zahlungsunfähig, konnte die jährlich festegelegten Raten nicht mehr abliefern. Daraufhin besetzten französische und belgische Truppen das Ruhrgebiet (Ruhrkampf 1923 – 1925). Vor allem auch dadurch wurde die große Inflation ausgelöst. Im November 1923 entsprach ein US-Dollar rund 4,2 Billionen Papiermark. Weite Kreise des deutschen Mittelstandes haben dadurch ihr Vermögen verloren.

Von meinen Vorfahren mütterlicherseits haben wir noch einen kleineren Eschelbronner Schrank.[24] Meine Mutter sagte immer wieder einmal: „Das war ursprünglich ein Weinberg." Denn ihre Mutter hatte damals einen ererbten Weinberg verkauft. Doch das Geld wurde plötzlich und über Nacht immer weniger wert. Niemand verkaufte mehr gegen Geld eine Sache. Schließlich gelang es der Großmutter „glücklicherweise" gerade noch, diesen Schrank mit ihrem fast wertlosen Papiergeld zu erwerben.

Die Inflation wurde schließlich überwunden mit der Einführung der „Rentenmark" am 15.11.1923. Ihre Deckung beruhte auf dem industriellen und landwirtschaftlichen Grundbesitz Deutschlands. Eine Rentenmark entsprach dann einer Billion Papiermark. Mein Vater erzählte mir einige Male, dass Georg II schon vorher bei notariellen Verträgen auf die Idee gekommen sei, den Kaufpreis dadurch abzusichern, dass er ihn auch in Feingold festlegte. Dies hat er auch in seinem Testament vom 03.1.1927 so gemacht. Dort heißt es:

> „Meine Ehefrau Emilie Pfreundschuh geb. Heizmann setze ich zur Universalerbin meines gesamten Nachlasses ein. Verheiratet sich meine Frau wieder, so hat sie am Tage ihrer Wiederverheiratung jedem meiner Kinder als Vermächtnis den Betrag von 1.500 GM - Eintausendfünfhundert Goldmark – herauszuzahlen. Eine Goldmark entspricht dem Preis von 1:2790 kg [= 1 / 2790 kg = Wert 1 Mark vor dem ersten Weltkrieg] Feingold. Maßgeblich für die Zahlung ist der letzte vor der Zahlung amtlich festgestellte Preis des Feingoldes."

Georg II hat mit diesen Kunstgriff praktisch die Goldmark wieder eingeführt. Damit waren „sichere" Testamente und Verträge möglich.

Erstaunlich ist hier und bei anderen Testamenten in den Familienakten, wie groß die Angst der Ehemänner vor einer Wiederverheiratung ihrer Ehefrauen war. Die Väter sahen es als eine Pflicht gegenüber ihren Kindern an, diesen dann ihr Erbteil zu sichern. Denn der neue Ehemann war ja nach damaligem Recht voll verfügungsberechtigt über das Vermögen seiner Frau. Emilie hat aber im Traum nicht an eine neue Ehe gedacht. Sie hat nach dem Tod von Georg II grundsätzlich schwarze Kleidung getragen.

[24] Eschelbronn ist ein Schreiner-Dorf bei Heidelberg im Kraichgau. Hier wurde ein ganz typischer, biedermeierartiger Schrank entwickelt und über viele Jahrzehnte hergestellt.

Im Rückblick hat Georg II Neckargemünd noch ein Gedicht gewidmet.

AN NECKARGEMÜND!

Ich träum' mich um Jahre zurücke
und grüße Dich, Neckargemünd,
ich grüße Euch Berge, Euch Täler,
die immerdar Freunde mir sind.

Dort winkt mir am Waldessaume
die Villa, so kostbar erbaut,
die eine großmütige Seele
als Obdach mir einst anvertraut'.

Es treten mir Tage der Rosen
und Stunden voll Sonnenschein,
es tritt mir das Glück meiner Kinder
jetzt in die Erinnerung ein!

Heidelberg, im Mai 1928

Wieder in Heidelberg (1925 – 1931)

Georg II, aber auch Emilie waren nach den Berichten meines Vaters und seiner Geschwister glücklich, als die Versetzung nach Heidelberg im Jahr 1925 kam. Georg war wieder in seiner Heimat-, in seiner geliebten Vaterstadt. Hier traf er wieder die Freunde seiner Jugend und seine Bundesbrüder von der Landmannschaft Teutonia. Leider lebten die Eltern nicht mehr.
Die Familie zog in die Dienstwohnung in der Rohrbacher Strasse 17 im 2. Stock oder 1. Obergeschoss des heute rosa Hauses. Früher war das Haus meist grau gestrichen.

Rohrbacher Str. 17 – Hier waren damals das Notariat und die Dienstwohnung

Dort feierten die beiden 1927 Silberne Hochzeit. Das Bild ist leider von schlechter Qualität. Doch wir können gut erkennen, dass die Eheleute gut miteinander standen, sich liebten. Emilie hatte es gut getroffen mit Georg; und er mit ihr. Er lobt sie in seinem Testament als die denkbar beste Mutter und Ehefrau.

Emilie und Georg II anlässlich ihrer Silbernen Hochzeit 1927

von links: Emilie, Hermann, Georg III (stehend), Mechthild, Georg II, Karl-Heinz, Traudel

Beförderung zum Oberjustizrat

Am 01.08.1928 wurde Georg II zum Dienstvorstand des Notariats I in Heidelberg berufen und gleichzeitig zum Oberjustizrat befördert. Um diese Stelle hatte er sich gar nicht beworben. Denn 37 dienstältere Kollegen kamen dafür in Frage. Außerdem gab es im kleinen, sparsamen Baden nur fünf solche gut dotierten Stellen. Georg II schreibt dies an die befreundete Familie Kirner:

Heidelberg, 8. Jan. 1929

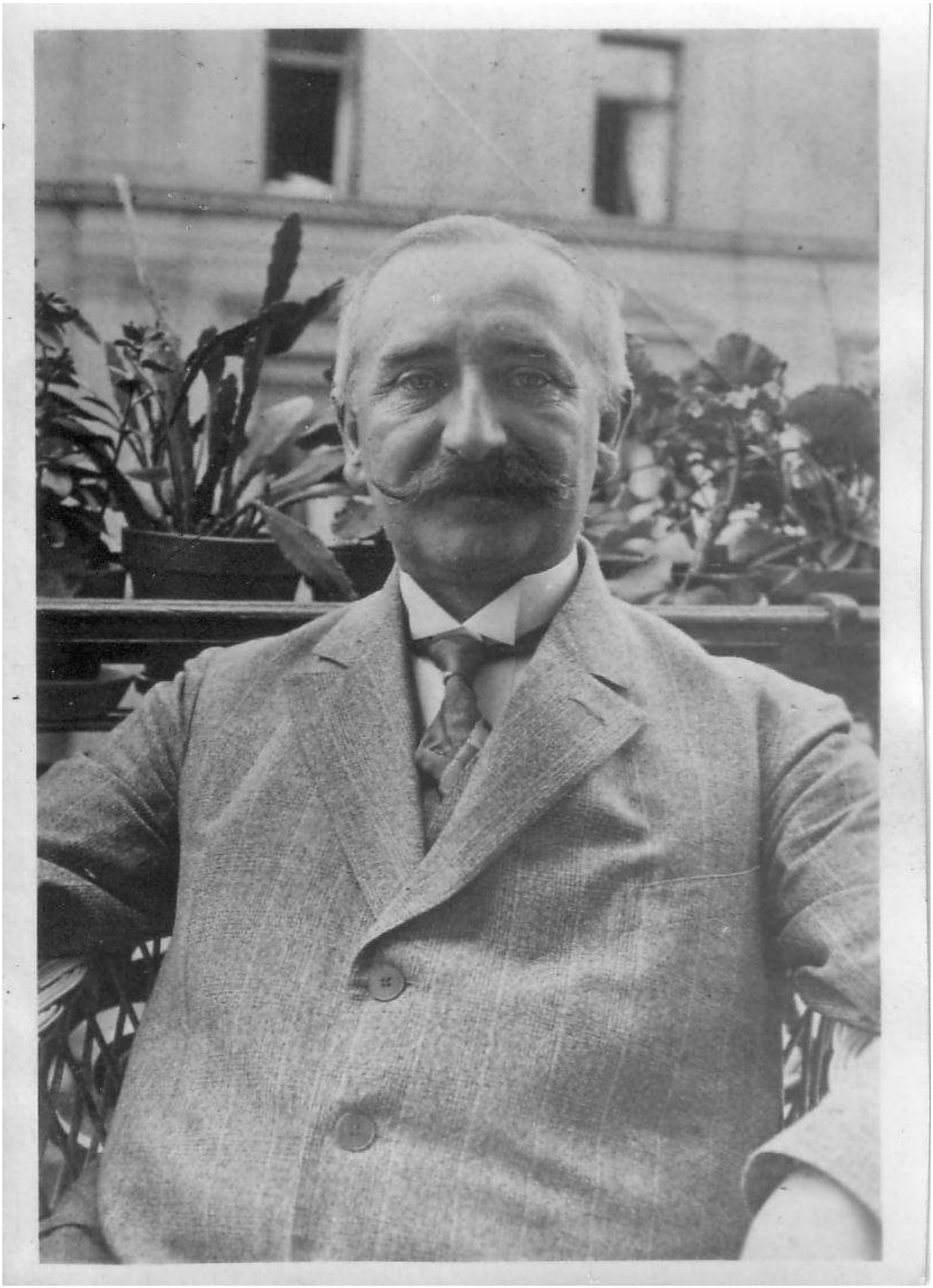
Unsere Lieben!

… Infolge meiner Ernennung zum Oberjustizrat bin ich seit 1. August 1928 Dienstvorstand der hiesigen Notariate und Inhaber eines reinen Stadtnotariats. Mit den Reisen ist es vorbei. Ich bin also immer hier in Heidelberg anzutreffen. Die Ernennung kam für uns alle überraschend. Da ich auf 126 Notariatsstellen im Lande Baden 37 Fordermänner hatte und es im Ganzen nur 5 Oberjustizratsstellen gibt, habe ich mich um die Stelle nicht beworben. Als die Ernennung kam, war ich zunächst davon nicht beglückt. Galt es doch einem Berufe, der mich während 28 Jahren jede Woche mehrere Tage auswärts rief, für immer vale zu sagen. Heute möchte ich nicht mehr zurück. Der Dienst ist doch angenehmer. Auch bin ich jetzt in der Gehaltsklasse II a, gerade soweit, wie ich im Richterfach als Landgerichtsdirektor wäre.

… Grüßet alle Kinder von uns vielmals und seid mit ihnen zusammen herzlich von uns allen gegrüßt, besonders von

Eurem getreuen Freund, Onkel und Paten
Georg

In Heidelberg waren Georg II noch fünf schaffensreiche und glückliche Jahre vergönnt.



Georg II auf dem Balkon in Heidelberg, Rohrbacher Str. 17 – 1930 – Das ist das Standardfoto von meinem Großvater. Ich habe es schon als Kind oft betrachtet und sehr bedauert, dass ich keinen meiner Großväter, die von meinen Eltern so sehr und so oft gelobt wurden, je gesehen habe.

Der Justizminister

Karlsruhe, den 4. August 1928.
Herrenstr. 1
Fernruf 6080-82

№ 59142.

Besetzung des Notariats Heidelberg.

Das Staatsministerium hat unterm 2.August ds.Js. Nr. 8275 beschlossen, Sie mit Wirkung vom 1.August ds.Js. zum Oberjustizrat in Heidelberg - Gruppe A 2 a der Besoldungsordnung - zu ernennen.

Ihr Besoldungsdienstalter in Gruppe A 2 a beginnt am 1.I.1908.

Gemäß § 46 LFG. wird Ihnen das jetzige Notariat II zugewiesen, das mit sofortiger Wirkung die Bezeichnung Notariat I erhält.

In Vertretung

An Herrn Justizrat
Dr.Georg Pfreundschuh
in Heidelberg

Die beiden kleinen Löchle links oben rühren von der badischen Aktenheftung mit Schnürle.

In seiner Heidelberger Zeit gab es für Georg II zwei großen Vorhaben, denen er sich mit großer Liebe und Leidenschaft widmete. Es waren die Verhandlungen und schließlich der Vertragsabschluss, die zum Erwerb des Klosters Stift Neuburg vor den Toren Heidelbergs durch die Benediktiner führten. Das zweite war die Begleitung der Vertragsverhandlungen, die Ausfertigung und Beglaubigung der Urkunde für die „Schurman-Stiftung“ zu Gunsten der Universität Heidelberg. Diese Stiftung des Deutschamerikaners im Jahre 1929 ermöglichte den heftig umstrittenen Neubau des großen Hörsaalgebäudes am Heidelberger Universitätsplatz. Dazu diente das Stiftungskapital in Höhe von insgesamt 100.000 Dollar. Noch heute spricht man hier von der „Neuen Universität“.

Beides wollen wir uns etwas genauer anschauen. Zum Glück hat der Bruder meines Vaters, der Onkel Karl-Heinz, die Unterlagen dazu gesammelt, zusammengestellt und in den Jahren 1976 und 1977 seinen Geschwistern als Weihnachtsgruß geschickt. Er betitelte es „Aus Vaters Schaffen“. Im Jahr davor hat er als I. Teil eine „Rückschau ins Elternhaus – aus Briefen“ für seine Geschwister verfertigt. Auch dies ist für uns eine wichtige Quelle für die Heidelberger Zeit und die letzten Jahre von Georg II. Das Zitat aus dem Brief an die Familie Kirner anlässlich der Beförderung stammt daraus.

Stift Neuburg

Wer in Heidelberg am nördlichen Neckarufer, auf der Neuenheimer Seite in den Odenwald wandert oder fährt, der kommt nach wenigen Kilometern nach Ziegelhausen. Bis in die 70er Jahre war der Ort eine selbstständige Gemeinde und kam danach erst zu Heidelberg. Ziegelhausen war ein Wäscherdorf. Ich erinnere mich noch in meiner Kindheit, dass der freundliche Herr Haas mit einem großen Handkarren, der zwei Räder hatte und den er schob, bis zu uns nach Handschuhsheim gekommen ist. Sein Gesicht würde ich noch heute wiedererkennen. Er brachte die gewaschene und gebügelte Bettwäsche und holte die Schmutzwäsche. Alles wurde in Ziegelhausen von ihm und seinen Familienangehörigen gewaschen, gebleicht und gebügelt.

Vor den Toren von Ziegelhausen auf einer anmutigen Anhöhe liegt das Stift Neuburg. Die Umgebung mit Wiesen und bewaldeten Bergrücken ist idyllisch. Die Klostergebäude passen schön in die Umgebung. Sie sind nicht all zu groß, aber reizvoll anzuschauen. Für die Heidelberger im 19. und auch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war dieser Ort mit starken romantischen Gefühlen verbunden. Das Stift wurde daher auch seit dem späten 19. Jahrhundert „Romantikerklause“ genannt. Der Frankfurter Patrizier und Rat Friedrich Schlosser, mit Goethe verschwägert und gut bekannt, hatte im Jahre 1825 das Anwesen erworben. Bei der Familie Schlosser in Stift Neuburg trafen sich dann viele Dichter und Maler der Romantik, allen voran Clemens von Brentano. Außerdem kamen viele geistliche Würdenträger, denn die Familie Schlosser war religiös und gut katholisch. Der Schlossherr prägte das bekannte schöne Wort „der Gläubigste sei auch der Duldsamste“. Das entsprach dem Heidelberger Geist der Aufklärung und Geistesfreiheit.

Stift Neuburg um 1630. Nach einem Stich von Matth. Merian. Aus dem Kurpfälzischen Museum Heidelberg

Eine ansehnliche Sammlung von Bildern, Schrift- und Erinnerungsstücken über Goethe hat Schlosser angelegt. Dazu heißt es bei Richard Benz[25]:

> „Der Goethe-Kultus auf dem Stift aber war etwas Einzigartiges: was an Briefen, Manuskripten, Erstausgaben und sonstigen Andenken zu erreichen war, wurde gesammelt, Bildnisse, darunter das von Kügelgen, und was sonst alles mit Goethe und seinem Leben zusammenhing. Von Menschen, die Goethe nahestanden, war es vor allem Marianne Willemer, die oft und lange auf dem Stift zu Gast war und bis in ihr Alter von Frankfurt herüberkam. Von den Dichtern verkehrten die beiden Schlegel hier, Tieck, und vor allem Clemens Brentano, aber auch Justinus Kerner. Dann aber ergab sich unwillkürlich ein neues Ziel für die Maler, die aus Rom zurückkehrten: sogar Overbeck finden wir gelegentlich hier, auch Schnorr von Carolsfeld …“

[25] Benz, Richard, Heidelberg – Schicksal und Geist, Sigmaringen 1975, S. 403

Stift Neuburg heute

Nach dem Tot der Witwe Schlosser ging das Stift 1865 an die verwandte Familie von Bernus. Die Sammlung blieb dort, wurde vermehrt und das alte Kloster war zeitweise ein Mittelpunkt zeitgenössischer Literatur und Geistigkeit.

Anfang des 20. Jahrhunderts war dann Alexander Freiherr von Bernus, ein Dichter und Alchemist, Eigentümer des Stifts. Nach dem Ersten Weltkrieg war es auch für ihn schwer, das Anwesen mit seinem erheblichen Unterhaltungsaufwand zu halten. Nach und nach veräußerte er ein Stück nach dem anderen aus der reichhaltigen Sammlung. Und Anfang 1926 tauchte in Heidelberg das Gerücht auf, Baron von Bernus wolle das Stift verkaufen, und zwar nach Möglichkeit an irgendeine Institution.

Hinter diesen Gerüchten steckte neben anderen auch der Notar Dr. Georg Pfreundschuh. Denn er verhandelte im Auftrag des Erzabts von Kloster Beuron an der Donau mit dem Baron über einen Erwerb des Stifts für die Benediktiner. Diese erlebten damals einen großen Andrang von jungen Männern. Schlechte Zeiten waren früher gut für die Klöster, viele wollten eintreten. Einer davon war der Pater Lukas Bischoff aus Uissigheim. Dort habe ich noch im Jahre 2009 das schöne fränkische Bauerngehöft der Bischoffs mit meinem Verwandten Hans besichtigt, aus dem der Pater Lukas stammte. Und dort hing auch noch ein Bild, das den ganzen Jahrgang von Novizen zeigt, die mit ihm ins Kloster eingetreten sind. Es waren wohl über 50 junge Männer. Wenn wir oben die Übersicht über die Verwandtschaftsverhältnisse mit den Uissigheimern betrachten (S. 135), dann sehen wir, dass einer der direkten Vettern von Georg II, ebenfalls ein Georg, mit einer Amanda geb. Bischoff verheiratet war. Diese Tante Amanda kommt in

vielen Gedichten vor, sie lebte bis 1952 und ich kann mich noch dunkel an sie erinnern. Die Amanda geb. Bischoff war die Schwester vom Pater Lukas.

Durch den großen Andrang war es für die Patres im Kloster Beuron an der Donau zu eng geworden. Der Orden hatte daher 1924 den Michaelsberg in Untergrombach bei Bruchsal (heute Landkreis Karlsruhe) erworben. Der Prior (Leiter) dieser Gruppe in der Außenstelle war der Pater Lukas. Allerdings war der Michaelsberg keine gute Unterkunft. Man hätte eine Wasserleitung, eine Zufahrtsstraße und weitere Klostergebäude bauen müssen. Da kamen die Verkaufsabsichten von Baron Bernus zur rechten Zeit. Und die Benediktiner waren für ihn auch ein würdiger Kaufinteressent. Alsbald wurde Pater Lukas vom Erzabt Raphael in Beuron beauftragt, zusammen mit seinem „Vetter" Georg II Verhandlungen aufzunehmen. Und darüber wissen wir aus den Unterlagen, die Karl-Heinz gesammelt und seinen Geschwistern Weihnachten 1976 übermittelt hat, Einzelheiten. Wir können den schwierigen Ablauf miterleben.

Der Schriftwechsel zwischen Pater Lukas und Georg II von Juli bis September 1926 ist darin in Auszügen wiedergegeben. Die Originale müssten sich bei den Nachkommen von Karl-Heinz befinden. Wenn im Folgenden Karl-Heinz von „Vater" spricht, so meint er Georg II, also seinen Vater. Den Pater Lukas betitelt er stets mit „Onkel Lucas".

Vater an Onkel Lucas Heidelberg, 11 Juli 1926

Mein lieber Vetter!

Für Deine lieben Zeilen sage ich Dir besten Dank!

In der Anlage sende ich Dir ein Duplikat meiner durch Vermittlung des Herrn Dr. Mesmer dem Hochwürdigsten Herrn Erzabt überreichten Ausführungen über das Stift Neuburg.
Ich habe das Scriptum ohne Konzept direkt auf meiner Schreibmaschine verfasst, Freitagabend in der Zeit von 9 ½ - 12 ½ Uhr nachts.
… Also heute wäre es mit einem Besuche auf dem St. Michaelsberg schon wieder nichts gewesen, weil ich von vormittags 9 ½ - nachmittags 2 ½ Uhr ununterbrochen bei einem an Magenkrebs daniederliegenden Familienvater zusammen mit Georg, welcher schreiben musste, zwecks Errichtung eines Testaments und Regelung seiner Vermögensverhältnisse am Krankenlager weilte.
Wenn Du mich in dieser Angelegenheit mal sprechen willst, dann teile mir ja bitte vorher Tag und Stunde Deiner Ankunft mit, damit Du mich auch antriffst.
Ich habe jüngst bei der Besichtigung vom Stift im Stillen bei mir nur immer und immer wieder bedauert, dass Du nicht dabei warst. Der Gedanken, dass Du einmal auf diesem idyllischen Fleckchen Erde als Superior und späterhin in noch höherer Stellung schalten und walten, wirken und sterben könntest, ist für mich zu erhaben und schön, als dass ich ihm durch Worte Ausdruck verleihen könnte.
Ich schließe nun, da ich zu anderer Tätigkeit soeben gerufen werde.
Lebe herzlich wohl und sei von uns allen bestens gegrüßt, besonders von

Deinem Vetter Georg

Die Ausführungen oder das Scriptum über Stift Neuburg, das Georg am 9. Juli 1926 für den Erzabt verfasst und zusammen mit dem Brief vom 11. Juli 1926 auch an Pater Lukas schickte, ist nun im folgenden abgedruckt. Und poetisch, wie unser Vorfahr war, beginnt er mit Versen, mit einem Vierzeiler.

Stift Neuburg

Soll ein Menschenauge schauen,
Muss der Himmel sich erschließen
Und ein Abglanz seines Lichtes
In das dunkle Herz sich gießen!

Wahrlich der Himmel hat sich uns erschlossen und unser Auge und unser Herz mit Edlem, Schönem und Wahrem erfüllt, als es uns, dem Herrn Oberfinanzrat Kirchgäßner, dem Oberstaatsarzt Dr. Meßner, dem Herrn Architekt Hummel und mir am Dienstag, den 6. Juli 1926 in der Zeit von 6 ¼ - 8 ¼ Uhr abends vergönnt war unter der sachkundigen und liebenswürdigen Führung des derzeitigen Besitzers von Stift Neuburg, des Freiherr Alexander Oskar von Bernus, diese Perle des Neckartals eingehend zu besichtigen.

Es gibt keinen Ort im Badnerland, welcher sich besser für eine klösterliche Niederlassung eignete als dieses mit Pietät in seiner Eigenschaft erhaltene Stift Neuburg. Noch reiht sich Zelle an Zelle, noch sind geräumige Säle vorhabenden, noch grüßt und läutet hinab in das Neckartal als Zeuge der Frömmigkeit vergangener Zeiten das Kirchlein. Für einen größeren landwirtschaftlichen Betrieb sind neuzeitliche Ökonomiegebäude erstellt.

Die Hofreite mit den Gebäulichkeiten umfasst einen Flächenraum von über 42 ar. Sie ist umrahmt von über 53 ar Gartenland und über 76 ar Anlagen. Im Süden und Norden schließen sich etwa 6 Hektar Wiesenland und etwa 8 Hektar Ackerland an. Das vom Besitzer vorbehalten Gelände ist bereits abgerechnet.

Für das Kloster Beuron ist der Augenblick gekommen, wo es eine Frage frei hat an das Schicksal! – Die nicht nur für das Kloster, sondern für das gesamten katholische Volk Badens bedeutungsvolle Frage: Soll ich diesen Herrschaftssitz erwerben, soll ich ihn seiner früheren Bestimmung übergeben? Diese Frage muss vom wirtschaftlichen, vom religiösen, vom ethischen und kulturhistorischen Standpunkt aus unbedingt bejaht werden.

Wer das Stift Neuburg kennt und das vom Besitzer in seinem an den Hochwürdigsten Erzabt unter 5. Mai 1926 gerichteten Brief gemachten Kaufangebot liest, muss sich nur über die äußerst günstigen Bedingungen, welche er darin dem Kloster stellt wundern. Im Volksmund ist das Stift doch mindestens 1 Million wert.

Mir bangt es nicht darum, daß das Kloster gegebenenfalls zu teuer erwirbt, nein, mir bangt darum, daß es das Stift nicht bekommen wird.

Es darf wohl keiner weitern Ausführungen, dass das Geding der vorgesehenen Rentenzahlungen für das Kloster unvergleichlich günstiger ist als die Zahlung eines weitern Preises 300.000 RM wäre. Bei dem derzeitigen hohen Zinsfuß entspricht die zunächst zu zahlende Rente ja nicht einmal der Verzinsung des Kapitals von 300.000 RM.

Bezüglich der dem Kloster gestellten Bedingungen dürfen also Schwierigkeiten nicht erwachsen.

Dagegen werden in rechtlicher Hinsicht, in Hinsicht der Frage, ob der derzeitige Besitzer das Stift unter den vorgeschlagenen Bedingungen veräußern darf,

Schwierigkeiten erwachsen. Im maßgeblichen Testament des Vorbesitzers ist dem derzeitigen Besitzer die Auflage gemacht, das Stift Neuburg weder zu veräußern, noch zu verpfänden, noch in seinem Güterstand zu vermindern. Über diese Klippe hilft § 137 BGB hinweg, auf Grund dessen diese Bestimmung des Testamentes nichtig ist. Das Testament enthält aber noch eine andere Bestimmung: Es ordnet hinsichtlich des Stiftes eine Nacherbfolge an, welche auch in dem bereits erteilten Erbschein erwähnt ist. Da vorliegendenfalls die Persönlichkeit des Nacherben noch nicht feststeht, so wird es m. E. das Richtige sein, wenn vom zuständigen Vormundschaftsgericht gem. § 1913 BGB ein Pfleger für die der Person nach unbekannten Nacherben bestellt wird, welcher beim Verkauf die Interessen der sämtlichen Personen, die einmal als Nacherben in Frage kommen können, vertritt. Ich befinde mich mit dieser Rechtsauffassung in Übereinstimmung mit dem Beschluss des Oberlandesgerichts Dresden vom 3. November 1906, abgedruckt im Zentralblatt für freiwillige Gerichtsbarkeit und Notariat VII. Jahrgang 705.

Ich lege größten Wert darauf, dass diese Angelegenheit juristisch so behandelt wird, weil dann nur dieser Pfleger und nicht etwa die schon Lebenden, eventuell einmal als Nacherben in Betracht kommenden Personen über den Kauf zu hören und davon zu unterrichten ist.

Der zu bestellende Pfleger muss zu den von ihm vorzunehmenden Rechtshandlungen die vormundschaftsgerichtliche Genehmigung des zuständigen Amtsgerichts 5 Heidelberg erhalten. Soweit ich unterrichtet bin, wird sie ihm der Vormundschaftsrichter, weil er vorliegenden Falls die Verantwortung nicht übernehmen zu können glaubt, versagen.

Es muss dann eben gegen seine Entscheidung Beschwerde an das Landgericht hier eingelegt werden. Dieses wird dann vielleicht die Genehmigung erteilen.

So, wie ich die Verhältnisse des derzeitigen Besitzers beurteile, wird man ihm auf die Dauer die Beibehaltung des Stiftes nicht zumuten können.

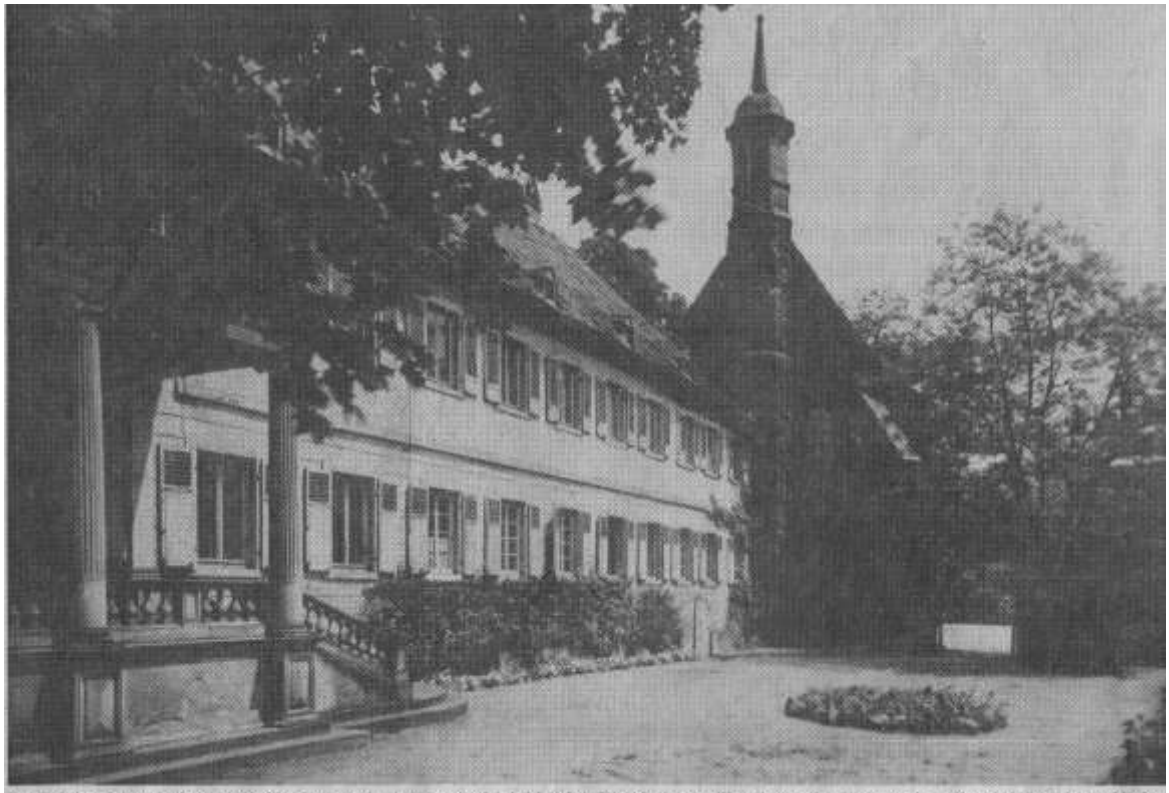
Als wir am Abend des 6. Juli einen Rundgang durch die herrlichen Anlagen des Stifts machten, schienen ringsum die waldigen Höhen zu träumen, grüßte uns still und schweigend das herrliche Neckartal, winkte uns im Westen Alt-Heidelberg mit seinen Brücken, und zu unseren Füßen rauschten geisterartig des Neckars Wogen.
Wir fühlten es, hier ist heiliger Boden!
Dies herrliche Fleckchen Erde wusste uns zu erzählen, dass hier eins Abt Anselm von Lorsch Zelle und Kirche gegründet, dass im Jahre 1195 Konrad von Staufen das Benediktinerkloster Neuburg in ein Nonnenkloster umwandelte und das, nachdem das Kloster einige Zeit eingezogen war, es im Jahre 1709 durch Kurfürst Johann Wilhelm an die Jesuiten gegeben wurde.

Als wir zu Fuß auf dem Heimweg nach Heidelberg begriffen waren, da wussten wir, dass wir den Spuren der Romantiker und Goethes gefolgt waren, dass wir an der Städte geweilt, die einem Karl Maria von Weber dem Impuls und die Schwingen zu seinem „Oberon“ und seinem „Freischütz“ verliehen!

Wir wussten aber auch, dass in diesen Tagen eine gütige Vorsehung dem Kloster Beuron in der Möglichkeit des Erwerbes von Stift Neuburg ein Glück in die Hand gegeben hat, das es sich nicht entwinden lassen darf, ein Glück, dass sofort erfasst werden will, damit es nicht entschwindet!

Ein Benediktinerabt hat vor beinahe tauschend Jahren das Kloster Neuburg gegründet, möge es dem Hochwürdigsten derzeitigen Erzabt des Klosters Beurons, auf Stift Neuburg wieder Kreuz und Fahne des Heiligen Benedikt aufzupflanzen! Das walte Gott!

Heidelberg, den 9. Juli 1926.



Der schöne Innenhof von Stift Neuburg, wie ihn ein Archivbild zeigt. Der Aufgang (links) ist allerdings in den 20er Jahren einem Umba gewichen. Foto: Archiv Stift Neubur

Onkel Lucas an Vater: St. Michaelsberg, 13. Juli 1926

Mein lieber Vetter!
Empfange herzlichsten Dank für Deinen Brief und den Durchschlag. Wie viel Zeit hast Du auf die Abfassung des Gutachtens verwendet! Gott lohne es Dir alles!
Ihr seid also ganz begeistert von eurer Besprechung zurück gekommen. Hoffentlich hat der Herr Baron nicht unter dem Eindruck eurer Begeisterung seine ursprünglich 500 Mille betragende Forderung auf 650 Mille erhöht! So schreibt zu eben der Hochwürdigste Herr Erzabt.
… Ich fürchte nämlich, dass die Verhandlungen bald ganz Publik werden; heute erfuhren zwei Fälle von Indiskretion.
Noch eine Frage: Du schreibst, „dieses, nämlich das Landgericht Heidelberg, wird vielleicht“ die Genehmigung erteilen. Was aber, wenn es sie nicht erteilt, besonders, weil verhasste Ordensleute die Erwerber sein werden?
… Mit herzlichem Gruß und nochmals Dank

Dein treu ergebener Vetter Lucas OSB

Vater and Onkel Lucas: Heidelberg, 8. Aug. 1926

… Vernimm denn:

1. Der Baron war inzwischen wieder persönlich bei mir. Er hat nun noch folgende Schmerzen:
   a) Er möchte ein Vorkaufsrecht auf das Stift für sich und sein Töchterlein.
   b) Er möchte den Turm erst Anfang 1928 ausbauen, bis dahin aber eine Zelle zur Bewohnung.
   …
2. Die Grundbuchabschriften und die Vermessung sind in meinen Händen.
3. Ich war gestern über zwei Stunden auf dem Grundbuchamt in Ziegelhausen, um Feststellungen über die Quelle und das Wasserleitungsrecht zu machen. Ich habe das Lagerbuch bis auf das Jahr 1825 zurück studiert, den ersten Grundbucheintrag, konnte aber nichts finden. Soviel steht fest, dass die Quelle nicht auf dem Eigentum des Barons entspringt. Sie kann ihm also auch nicht gehören. Hat der Baron nur das Wasserrecht für das eigentliche Stiftsgrundstück, so kann er dieses Recht nicht auf andere Grundstücke von euch als Käufer erstrecken lassen.
   …
4. Nach all dem, was ich inzwischen erfahren habe, müssen wir dem Baron gegenüber sehr vorsichtig sein, er ist nicht der Ehrenmann, der er zu sein scheint. So ist z.B. das Goethebild mit dessen hohem Preisangebot er uns gegenüber operierte, gar nicht sein Eigentum. Es gehört der Stadt Weimar. Der Vertrag muss also sehr genau abgefasst werden. Auf Treu und Glauben dürfen wir ihn nicht aufbauen.
5. Am vergangenen Donnerstag hat mich am Abend der Herr Pfarrer von Ziegelhausen besucht und gleich den Ratsschreiber Scheid und den Gemeinderechner mitgebracht. Ich wollte mit den Herren nicht auf die Sache eingehen, bis mir Dein an den Herrn Pfarrer gerichteter Brief vorgewiesen wurde, worin Du ihn an mich verweist. Es wäre besser, die Ziegelhäuser Herren wären nicht in das Vertrauen einbezogen worden. Ich bin von einem groben Vertrauensmissbrauch von dieser Seite her unterrichtet, natürlich erst nach ihrem Besuch bei mir.
6. Der Baron scheint mit dem Gedanken zu gehen, dass von ihm zurück behaltende, unmittelbar an euer künftiges Besitztum angrenzende Land, das sehr wertvoll sein soll, als Bauplätze zu benützen oder zu vergeben. Halte dich für Mittwoch oder Donnerstag bereit!
   Wenn der Baron kommt, wollen wir den Vertrag fertig machen.

Onkel Lukas an Vater: St. Michaelsberg, 30. Aug. 1926

Mein lieber Vetter!
Heute Morgen habe ich mit Herrn Direktor Sonner wegen des Geldes konferiert. Wir sind zu folgender Lösung gekommen:
B. erhält einen Wechsel, den er selbst ausstellen muss; der E.V. ist Akzeptant. Mit dem Wechsel fährt groß B. auf dem Weg nach Stuttgart zur Landesgewerbebank und erhebt das Geld. Discont ist 11, vielleicht 10 Prozent, den B. tragen muss. Wird aus dem Verkauf nichts, haben wir kein Risiko; denn der Wechsel geht ihm zur Einlösung zu, wenn wir nicht volongieren wollen. Er wird dann schon dafür sorgen, dass er das Geld zusammen bekommt. Da B. seine Abmachungen in Stuttgart bereits gemacht hat, wird er wohl keine Schwierigkeiten machen. Nach Vertragsschluss muss ich Sonner telefonieren, damit er das Geld für Donnerstag bereit halten kann.

Sonner meint auch, dass der Kaufpreis reichlich hoch ist, wenn der Steuerwert nur 300.000 M betrage. Die Steuern richten sich in der Zukunft nach der Höhe der Kaufsumme; es gelte also, dieselbe wenn möglich durch eine Klausel günstiger zu machen. Wir müssen sehen, was alles an Inventar dabei ist, und einen Betrag besonders dafür einsetzen, wie wir bereits einmal besprochen.
Die 35 Mille werden natürlich nach erfolgter Auflassung hypothekarisch eingetragen.
Also auf Wiedersehen am Mittwoch. Möge der erste September Glück verheißend sein; omen accipio, weil es der Monat der hl. Engel ist.
Mit herzlichen Gruß an alle Lieben

Lucas O.S.B.

Onkel Lucas an Vater: St. Michaelsberg, 18. September 1926

Mein lieber Vetter!
Wollte mal kurz anfragen, ob Ihr bei dem Vormundschaftsrichter vorgesprochen und welches der Fortgang der Sache ist. Uns wird nämlich hier der Boden allmählich heiß. Die Nachricht von der Auflassung des hiesigen Klosters hat doch tief greifender gewirkt, als man glauben konnte. Herr Pfarrer wird morgen eine ganze Predigt (?) der Angelegenheit Schuldfrage widmen. Ob aber dadurch die Geister zu Ruhe kommen - ?
Unterdessen suchen uns unsere Freunde von Karlsruhe heim, die meinen, unser Abzug sei unmittelbar bevorstehend.
P. Suitbert war unlängst einen ganzen Tag im Stift; er war ganz in „Ekstase“, als er erzählte von seinen Eindrücken.
…
Mit herzlichen Grüßen an alle Lieben und mit der Bitte um guten Bescheid

Dein dankbarer ergebender Vetter
Lucas O.S.B.

Der Kaufvertrag wurde am 1. September 1926 wirksam abgeschlossen, die Erzabtei Beuron im Donautal wurde Eigentümer. Der Erzabt schrieb folgenden Dankesbrief an Georg II.

PAX! Beuron, den 04.09.1926

Sehr geehrter Herr Notar!

Empfangen Sie meinen aufrichtigen herzlichen dank für die überaus verdienstvollen Bemühungen in unserer großen Angelegenheit. Ihr schönster Lohn, das weiß ich, wird in Ihren gläubigen Augen der Sieg der guten Sache selbst sein. Sie dürfen aber überzeugt sein, dass Ihr Name auch in den Gründungsacten des wieder erstandenen Klosters fortleben wird. Bei meinem nächsten Besuche in Heidelberg werde ich nicht versäumen, Ihnen meinen Dank mündlich auszusprechen.

Unterdessen wollen wir uns auf den losbrechenden Sturm der sich bereits in der Frankfurter Zeitung angemeldet hat, gefasst machen. Die Stadt Heidelberg wird da aufgefordert, das Stift aufzukaufen, damit es den Romantikern erhalten bleibt. Ich nehme an, dass solche Bestrebungen nicht mehr zu fürchten sind. Sollte ich Unrecht haben, dann bitte gleich zu alarmieren.

Mit besten Segenswünschen

Ihr ergebener
Rafael Erzabt

Foto aus den Familienakten meines Vaters – Datum auf der Rückseite: 01.12.1926

Die Befürchtungen des Erzabts waren nicht unbegründet. Noch 60 Jahre später, im Jahr 1986 haben sie in einem längeren Artikel der Rhein-Neckar-Zeitung ihren Niederschlag gefunden. Er ist überschrieben „Als die Benediktiner zurückkehrten“. Im Text erwähnt werden auch unser Großvater der „Notar Dr. Georg Pfreundschuh mit seiner Ehefrau sowie der Pater Lucas Bischoff, Prior der Kommunität vom Michaelsberg“. Ich war damals Landrat in Mosbach und am Morgen des 17.10.1986 hat mir unser Akten- und Postverteiler Bechthold den Artikel gleich ins Dienstzimmer gebracht. Bechthold war ein rechtschaffener und guter Katholik. Er war stolz darauf, dass sein Bruder Geistlicher und beim Erzbischof in Freiburg ein hoher Würdenträger war. Ich meine mich zu erinnern, dass er für die Finanzen des Erzbistums zuständig war. Der Bechthold fragte mich mit leuchtenden Augen, ob der Pfreundschuh im Artikel mit mir verwandt sei. Ich kannte die Geschichte des Stifts und sagte: „Ja, des war mein Großvadder.“ Trocken fügte ich hinzu: „Naja, mir sin aa fromme Leut!“. Da freute sich der Bechthold riesig.

Der Zeitungsausschnitt von 1986 ist deshalb eine so wertvolle Quelle, weil darin viele Zeitungsberichte des Jahres 1926 ausgewertet sind. Und diese zeigen, dass der Erzabt Recht hatte und der Widerstand groß war. In dem bekannten Buch von Richard Benz „Heidelberg Schicksal und Geist“[26] heißt es dazu sogar: „Für den Vertreter des herauf kommenden ‚Jungen Deutschland’ war das Stift eine ‚ultramontane[27] Gespensterburg’, wie Gutzkow es formulierte.“

Der Zeitungsartikel von 1986 zeigt ein weiteres. Pater Lucas und mein Großvater hatten schon Recht, die Vertragsverhandlungen nach Möglichkeit vor jeder Indiskretion zu schützen. Wie sagen die Schwaben: „So e G’schäft’ vertragt net ’s Schnaufe.“ Denn das verdirbt den Preis und gefährdet den Vertragsschluss. Tatsächlich ist es dann auch erst zu einem Presserummel gekommen, als der Kaufvertrag vom 1. September bereits unter Dach und Fach war. Als erstes meldete sich am 3. September 1926 die „Frankfurter Zeitung“ zu Wort, die damals wohl schon so links war wie heute die „Frankfurter Rundschau“. Dort werden die Veräußerung des Stifts und die Wegführung seiner Sammlungen aus der Goethe- und Romantikerzeit auf das Lebhafteste bedauert. Es wird geradezu von einer „Gefahr“ für Stift Neuburg geredet. Es wird vorgeschlagen, die Stadt Heidelberg möge den Verkauf des Stifts verhindern. Sie solle das Stift kaufen und ein Romantiker-Museum einrichten. Die Stadt müsse es als ihre Pflicht betrachten, „als Fremden-Interessenten-Pflicht und als Pflicht einer deutschen Stadt, daß Stift Neuburg nicht an die Benediktiner falle“. (Frankfurter Zeitung, 2. Sept. 1926, S.2).

Doch es gab auch andere Stimmen. Der „Pfälzer Bote“, wohl eine katholische Zeitung, titelt ebenfalls am 3. September 1926 (S. 6) „Frohe Botschaft! Die Nachricht von dem Übergang des Stiftes Neuburg an die Abtei Beuron zur Gründung einer benediktinischen Niederlassung ist für die Katholiken der Pfalz und namentlich Heidelbergs eine Frohbotschaft, wie sie in Jahrzehnten nur einmal vorkommt. Im ganzen katholischen Deutschland wird die neue Tatsache freudig begrüßt werden…Für das katholische Heidelberg bedeutet das Ereignis die Erfüllung einer hundert Jahre lang vergeblich gehegten Sehnsucht, klösterliches Leben in oder vor seinen Mauern erblühen zu sehen.“

[26] Sigmaringen 1961 ff., S. 405

[27] „ultramontan“ bezieht sich auf die Katholiken. Denn ultramontan [= von jenseits der Alpen], also vom Papst wurden sie nach Ansicht der Kritiker gesteuert. „Ultramontan“ war ein gängiges Schimpfwort.

Die Bedenken und Gegenstimmen kamen vor allem von außerhalb, aber auch von den Heidelberger Protestanten, die ursprünglich wie gesagt strenge Calvinisten und gnadenlose Bilderstürmer (1564/65) waren. Erst 1821 haben sich in Baden auf Betreiben des Großherzogs die lutherische und die reformierte Kirche zu einer „Union der evangelischen Kirche in Baden“ vereinigt. Die Gegensätze waren ganz erheblich. Die Kurpfälzer und Heidelberger Geschichte erzählt viel von den Kämpfen und Verfolgungen. Die Lutheraner bekamen in Heidelberg erst unter Kurfürst Karl Ludwig im Jahre 1661 mit der Providenzkirche ein eigenes Gotteshaus; die Kurfürstin war Lutheranerin. Doch viel später ist es noch zu heftigen Auseinandersetzungen gekommen. Ich hatte noch einen streng lutherischen Klassenkameraden, der nicht an diesem „badisch unierten“ evangelischen Religionsunterricht teilnahm; er bekam privaten, wohl „lupenreinen“ lutherischen Unterricht. Aber so genau kenne ich mich bei den Protestanten nicht aus, dass ich wüsste, was unser Heiner Lutzmann alles anders gelehrt bekam.

Das katholische Heidelberg verknüpfte mit der Wiederkehr der Benediktiner weitreichende Erwartungen, wozu der „Pfälzer Bote“ im oben erwähnten Artikel schrieb: „Die Wiederkehr der Benediktiner ist uns Anlass nicht nur zum Jubeln, sondern zu vielen schönen Hoffnung für unser Leben, das nun auch in seinem normalen Verlauf sicher an tiefen und erhebenden Stunden reicher wird. Wonach wir uns so manchmal sehnen, was wir nur in Ferienzeiten möglich machen konnten: Uns in den Frieden und die Stille des Klosters zurück zu ziehen und uns davon erquicken zu lassen.“ – Bei diesen schroffen Gegensätzen fühlt man sich in die Zeit des Bismarckschen Kulturkampfs zurückversetzt.

Am 30. November 1926 war es dann soweit. „Zur Wiedereröffnung des um 1130 gegründeten Benediktiner-Stiftes Neuburg bei Heidelberg und damit einer ersten badischen Benediktinerabtei waren zahlreiche Festgäste, auch „der Notar Dr. Georg Pfreundschuh mit seiner Ehefrau“ eingeladen.“

Eine große „Festfeier veranstaltet von den Kathol. Pfarrgemeinden Heidelbergs aus Anlass der Weihe des ersten Abtes der Abtei Neuburg“ fand dann am Sonntag, dem 16. Juni 1929, abends 8 Uhr im großen Saal der Heidelberger Stadthalle statt. Die Begrüßung erfolgte „durch den Vorsitzenden, Oberjustizrat Dr. Pfreundschuh“. Dieser wird es im Inneren sehr bedauert haben, dass nicht sein Vetter Pater Lucas Bischoff, sondern der adelige Adalbert von Neipperg als neuer Abt zu begrüßen war.

Die Ansprache, die Georg II damals am 16. Juni 1929 in der Heidelberger Stadthalle gehalten hat, hat er aus dem Gedächtnis dann am 17. August 1929 in Uissigheim niedergeschrieben. In Kopie hat unser Onkel Karl-Heinz seinen Geschwistern diese handschriftliche Rede seines Vaters ebenfalls zugeschickt. Und wie könnte es anders sein, sie beginnt mit gereimten Versen. Die Rede ist unter den „Quellen zur Familiengeschichte“ abgedruckt. Rund 2.000 Besucher haben sich damals in der Stadthalle eingefunden.

Schurman-Stiftung zu Gunsten der Universität Heidelberg

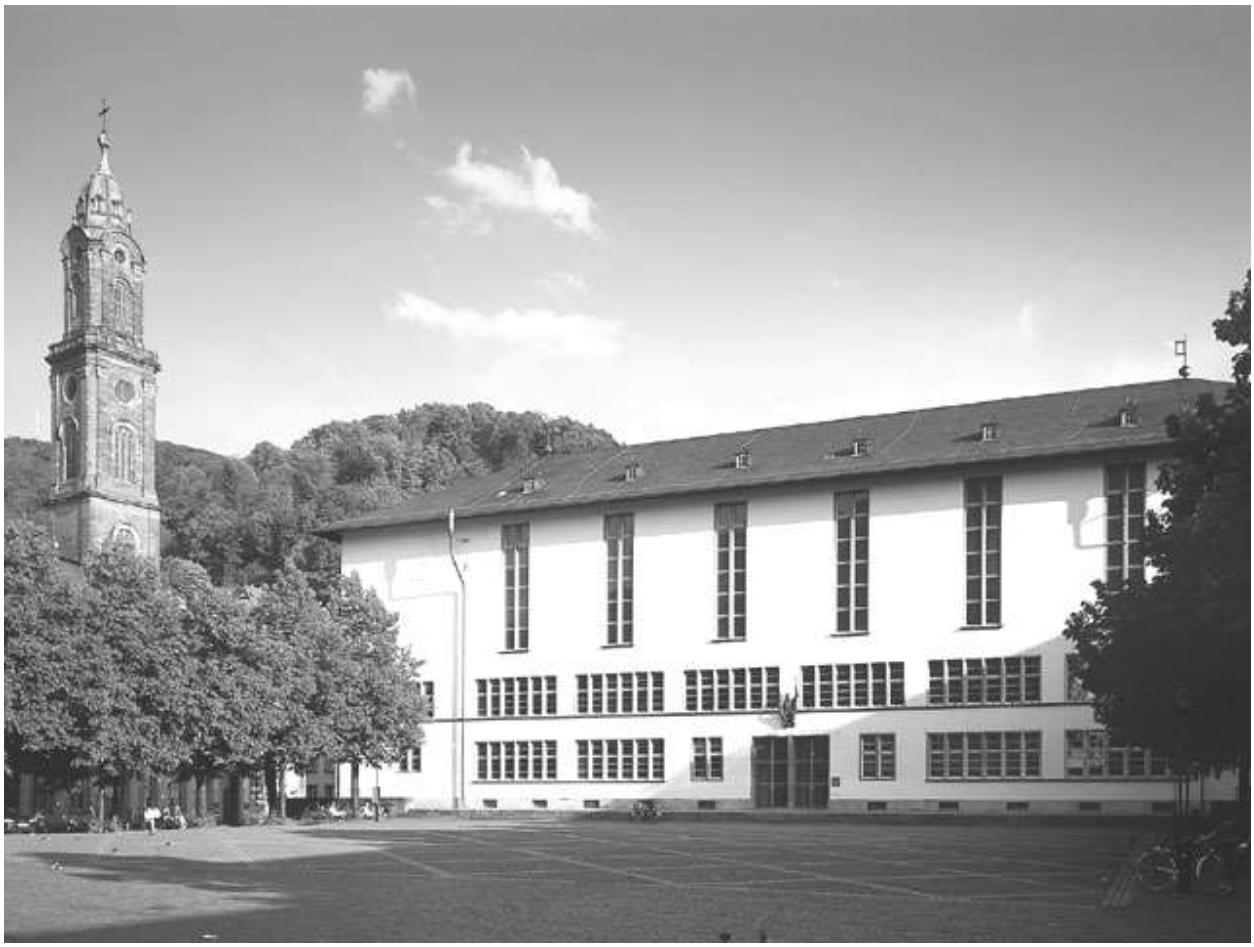
Das zweite große „Notarserlebnis“ unseres Georg II betraf die ehrwürdige Universität Heidelberg, die älteste im heutigen Deutschland und nach Prag und Wien die dritte deutsche „Hohe Schule“. Den folgenden kleinen Merian-Holzschnitt von Heidelberg und seiner Hochschule hat mir einmal meine Patentante Traudel geschenkt.

Heydelberg. Cap. cccxlvj.

Die Statt Heydelberg ist der Pfaltz Hauptflecken / vñ ein Lehen von dem Stifft Wormbs / wie auch die Flecken so den Necker hinauff ligē biß gen Obrickē. Vnd wird also genennt / wie etlich meynen / von den Heydelberen die darumb̄ auff den Bergen wachsen. Die andern meynen der Nam̄ sey kommen von den Heyden die vorzeiten diß Gebirg inngehabt haben. Dann diese Hofstatt ist gar ein lustig ort / da d̄ Necker auß den hohen Bergen auff der ebne herauß laufft / vnnd darumb zuglauben ist / daß sie nicht ohn Menschliche wohnung gewesen seye / dieweil Teutschlandt von den Menschen bewohnet ist. Etlich andere nennen sie Edelberg / meynen das J gehör nicht darzu. Wie die Römer vorzeiten am Necker gelegen sind / vnd viel Veste oder Schlösser daran gebawen / hab ich hie vornen gemeldet. Daß aber etlich meynen Heydelberg sey die Statt die von Ptolemeo Budoris wird genannt / kan ich nicht glauben. Ich wollt eh sagen daß es Brettē were / oder Heydelßheim / oder sunst ein Flecken in derselben Reuier gelegen. Etlich achten es für Mañheim / das am Rhein ligt / da der Neckar in den Rhein fellt / vnd zu vnsern zeiten ein gut Schloß da steht / das etwann namhafftig ist worden in den Historien durch die Gefengknuß Bapst Johannis / der im Concilio zu Costentz gefangen ward / vnd durch Pfaltzgraffe Ludwigen dahin drey jar lang in Kercker gelegt / wie ich hievornen in Beschreibung der Statt Costentz weitleuffig angezeigt hab. Anno 1346. ist durch Hertzog Ruprechten den eltern / oder den Roten / auffgericht zu Heydelberg die Hohe Schul / in deren nach vnd nach viel gelehrter Männer erzogen sind.

Zu diesem, für Georg II so wichtigen Notargeschäft haben wir nur eine Quelle. Es ist die Urkunde des Notariats Heidelberg I über die Sitzung des engeren Senats der Universität Heidelberg vom 4. Februar 1929. Der Rektor der Universität, damals Karl Heinsheimer, wird darin ermächtigt, das Stiftungsgeld von insgesamt 100.000 Dollar entgegen zu nehmen. Der Text ist doppelsprachig, deutsch und englisch. Die deutsche Fassung ist ebenfalls bei den „Quellen zur Familiengeschichte“ festgehalten.

Mit den Stiftungsgeldern wurde dann die „Neue Universität“ gebaut, die das folgende Bild zeigt. Der Neubau war seinerzeit heftig umstritten.



Die Neue Universität am Heidelberger Uni-Platz, links der Turm der Jesuitenkirche

Georg II und Georg III fühlten sich ihrer Vaterstadt und ihrer Universität Heidelberg lebenslang eng verbunden. Und sie konnten zu recht stolz sein. Denn mehrmals gingen im 19. Jahrhundert von hier starke, deutschlandweite Wirkungen aus.

Das war zunächst die große geistige Strömung der Romantik. Heidelberg war der Mittelpunkt der Hochromantik mit Namen wie Clemens von Brentano, Ludwig Tieck, Achim von Arnim, Friedrich Hölderlin und vielen anderen. Ein Ergebnis ist die bis heute bekannte Liedersammlung „Des Knaben Wunderhorn“. Aber auch die romantische Malerei hat hier stark gewirkt. Die Romantik war eine Gegenbewegung zur reinen Vernunft der französischen Aufklärung. Sie hat große Wirkungen gezeigt, nicht zuletzt in der „Historischen Rechtsschule“ von Friedrich Karl von Savigny (1779 – 1861). Auch der „Historismus“, der in Architektur, Malerei und Möbeln die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts prägte, hat hier seinen Ursprung.

Dann war der badische Liberalismus unmittelbar mit der Heidelberger Universität verbunden und die Wirkungsstätte seiner Hauptvertreter. Die Liberalen waren die

Träger der Verfassungsbewegung, die zur „konstitutionellen Monarchie“ und dann zum modernen Rechtsstaat führte. Carl Theodor Welcker und Robert Mohl sind neben anderen Heidelberger Professoren bekannte Vorkämpfer für diese Ideen.

Am Ende des 19. und am Anfang des 20. Jahrhunderts kam es schließlich zum „Mythos Heidelberg“. Der gipfelte zwischen 1903 und 1918 in den regelmäßigen Gesprächskreisen, die bei Max Weber, dem Begründer der Sozialwissenschaften, stattfanden. Er hatte 1886 einen Ruf nach Heidelberg bekommen. Im Haus von Max und Marianne Weber, gegenüber dem Schloss in der Ziegelhäuser Landstrasse, trafen sich Politiker und Geistesgrößen wie Georg Jellinek, Friedrich Naumann, Karl Jaspers, Werner Sombart, Ernst Bloch, Gustav Radbruch, Theodor Heuss und viele andere.

Darüber hinaus erlebte im 19. Jahrhundert die Rechtswissenschaft in Heidelberg wie in ganz Deutschland eine Höhe, die davor und danach nicht mehr erreicht wurde. Das betrifft erstens die Klarheit und Verständlichkeit der Sprache. Hinzu kam zweitens die geistige Durchdringung und Systematisierung des Stoffes und drittens das tiefe Verständnis des Rechts aus seiner geschichtlichen Entwicklung. Schon den Einführungssemestern wurden Rechtsphilosophie und Rechtsgeschichte gelehrt. Dabei wurde das juristische Denken im großen Zusammenhang und in Verbindung mit den anderen Wissenschaften dargestellt. Die „Einführung in die Rechtswissenschaft“ war keine vernachlässigte und untergeordnete Aufgabe für akademische Hilfskräfte oder den akademischen Mittelbau. Noch Gustav Radbruch hat eine solche glänzende und knappe Einführung geschrieben, die eine schnelle Auflagenfolge erlebte. Die 6. Auflage von 1925 habe ich in unserem Bücherschrank gefunden und mit Gewinn gelesen. Mein Vater hatte sie sich seiner Zeit gekauft. Gustav Radbruch war sein Doktorvater. Er gilt heute als großer, nun wiederentdeckter Rechtsgelehrter und Rechtsphilosoph. Sein Gesamtwerk wurde in den letzten Jahren von der Deutschen Hochschule für Verwaltungswissenschaften in Speyer herausgegeben. (Dort hatte auch ich von 1983 bis 1997 einen Lehrauftrag.)

Verlassen wir nun die Universität Heidelberg und besuchen die Geschwister von Georg II, danach die „Freunde der Familie“.

Die Geschwister von Georg II

Das folgende Bild zeigt die Familie von Georg I und Hermine – außer Albrecht I. Dieser ist ganz selten aus Schwäbisch Gmünd, wo er wohnte, nach Heidelberg gekommen.

Die Familie wohnte zu dieser Zeit in der Heidelberger Weststadt (ab 1899 in der Bunsenstr. 4 und ab 1904 in der Kaiserstr. 54).

Bunsenstr. 4

Kaiserstr. 54

Hermine und Georg I hatten vier Kinder: Georg II (mein Großvater, 29.04.1874 – 13.04. 1931), Albrecht I (16.07.1876 – ?), Hermann I (08.08.1877 – 11.10.1950) und Anna (20.4.1883 – 16.08.1940). Anna und Hermann blieben unverheiratet.

Unseren Großonkel Hermann I haben mein Bruder und ich noch kennengelernt. Er hat uns des Öfteren in der Beethovenstraße in Heidelberg besucht. Er war immer sehr lustig und hat mit uns viele Späße gemacht. Wir haben ihn deshalb den „Onkel Kasper“ genannt. Und so hat er bald allgemein in unserer Familie geheißen. Er ist ab und zu überraschend und ohne Voranmeldung aufgetaucht. An eine Begebenheit erinnere ich mich noch gut. Es war wieder einmal so ein unerwarteter Besuch von ihm und ich hatte ihm die Tür geöffnet. Schnell bin ich durch den Flur und die Küche auf den Balkon gerannt und habe in den Garten zu meinem Vater gerufen: „Der Onkel Kasper ist da!“ Der Onkel Kasper hat bereits hinter mir gestanden. Und mein Vater hat mir mit dem Finger gedroht und gemeint: „Das darfst Du zum Onkel Hermann nicht sagen!“ Darüber war ich ganz verdutzt. Das konnte ich nicht wissen, wo doch mein Vater auch immer „Onkel Kasper“ sagte; und so ist mir das im Gedächtnis geblieben.

Der Hermann I war Kaufmann und hatte in Frankfurt, wie erzählt wurde, ein jüdisches Mädchen aus reicher Familie kennengelernt. Die beiden hätten sehr gern geheiratet. Aber die Familien, noch mehr die jüdische, haben das gar nicht gut gefunden. Schon unterschiedliche christliche Konfessionen waren damals ein erhebliches Problem. Meine Mutter hat mir deshalb schon sehr früh eingeschärft: „Bring’ mir bloß kei’ Evangelische heim.“ Allerdings habe ich immer still im Innern gewusst, dass ich mich „im Ernstfall“ nicht daran halten würde. Da gab’s schlimmeres. Onkel Hermann ist dann auch ledig geblieben; und so ist es auch nicht dazu gekommen, dass im Dritten Reich unsere Familie als „jüdisch versippt“ verfolgt wurde.

Bei Familienfesten von Georg II und Emilie sehen wir den Onkel Hermann fast immer mit auf den Fotos. Allerdings hat die Emilie, wie mein Vater erzählte, den Hermann nicht in ihren Haushalt aufgenommen; so wie sie es mit ihrer Mutter Marie getan hat und der „Onkel Kasper“ es gern gehabt hätte. – Trotzdem war der Onkel Hermann mit seinem Bruder Georg II eng verbunden. Das zeigte z.B. schon oben der Feldpostbrief aus dem Ersten Weltkrieg.

Der Onkel Hermann hat dann als Rentner die letzten Jahre in Uissigheim gelebt. Die schon öfter erwähnte Lina (Meininger geb. Pfreundschuh) hat ihn aufgenommen (s. oben Stammtafel). Der Vater von Lina und der Onkel Hermann waren Vettern. Er zahlte Lina eine kleine Zimmermiete, über die Lina ganz froh war. Ihr Mann Wilhelm wusste davon nichts. In Uissi hieß er nur „s Onkelche“. In Tauberbischofsheim im Spital ist er dann gestorben. Das alles hat mir Linas Schwiegertochter Edeltrud erst 2010 erzählt. Sie hat mir dabei einige schöne Briefe und Bilder zur Familiengeschichte geschenkt. Sie zeigen auch die lebenslange, vertrauensvolle Beziehung zwischen Marax und Lina. – Hermann I hat seinen Bruder Georg II um fast zwanzig Jahre überlebt und mit 73 Jahren ein deutlich höheres Alter erreicht. Die beiden folgenden Bilder zeigen „s Onkelche“.

Onkel Hermann I (das rechte Bild stammt von Edeltrud und zeigt ihn im Alter in Uissigheim)

Jesus † Maria † Josef †

Zur frommen Erinnerung im Gebete
an unseren lieben Onkel

Hermann Freundschuh

geboren am 8. August 1877 in Rastatt,
gest. am 11. Oktober 1950 im Spital
in Tauberbischofsheim.

Gebet

Wir empfehlen Dir, o Gott, die Seele Deines treuen Dieners, der im christlichen Glauben und in der Hoffnung auf Deine Barmherzigkeit aus diesem Leben geschieden ist. Nimm ihn gnädig auf in den Chor Deiner Auserwählten und laß ihn, selig in Deiner Anschauung, auch für uns bitten, die wir hienieden seiner liebend gedenken durch Christum unsern Herrn. Amen.

Vater unser. Gegrüßet seist Du, Maria.

O Herr, gib ihm die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihm. Herr, laß ihn ruhen in Frieden! Amen.

Auch dieses Sterbebild fürs Gebetbuch haben die Uissigheimer für ihren Onkel drucken lassen.

Der andere Bruder meines Großvaters war Albrecht I. Ihn habe ich nicht mehr kennen gelernt. Er war ebenfalls Kaufmann, später Prokurist in Schwäbisch Gmünd. Ich weiß nun nicht, ob der Postsekretär Georg I aus finanziellen Gründen nur seinen ältesten Sohn hat studieren lassen oder ob nur dieser studieren wollte. Das Abitur haben alle drei gemacht. Albrecht I war mit Ida Joos verheiratet. In den Familienalben sind viele Bilder von ihm und seiner Familie. Die Tante Ida geb. Joos (1875 – 1957) war mit uns übrigens auch verwandt, und zwar über den badischen Stamm (Prinz, Wohnlich). Ich habe sie noch bei einem Besuch in Schwäbisch Gmünd als sehr alte Frau kennen gelernt und erinnere mich gut daran.

Albrecht I hat meinem Großvater Georg II sehr ähnlich gesehen. Das zeigen gut die folgenden Bilder von ihm und seiner Frau Ida.

Das obige Bild zeigt rechts Ida Pfreundschuh und links ihre Freundin Else Lenz. Auf mich machen die beiden Frauen einen guten, einen sympathischen Eindruck. Das Foto ist eine Postkarte von Albrecht I, die am 24.06.1910 in Schwäbisch Gmünd abgeschickt wurde. Der Text lautet:

> Lieber Bruder und liebe Schwägerin!
>
> Wie Ihr seht bin ich kein schlechter Photograph. Nicht wahr, das Bild unseres Heimes (Wohnzimmer) macht sich doch vortrefflich? Die zur Serie gehörigen Bilder werden eventuell alsbald folgen, damit Ihr Euch unser Heim ganz vorstellen könnt.
> Mit herzlichen Grüßen von Haus zu Haus
> Euer Bruder, Schwager und Schwägerin
> Albrecht und Ida
> quer geschrieben in deutscher Schrift von Ida: „auf dem Bilde ist Else Lenz und ich“

Das Bild gibt uns in der Tat einen guten Einblick in ein bürgerliches Wohnzimmer vor dem Ersten Weltkrieg. Alles ist im Stile des Historismus. Wir sehen den Herrgottswinkel, ein Heiligenbild über dem Vertiko (kleinerer Zierschrank), ein Weihwassergefäß neben der Stubentür (ganz rechts in der Mitte), darunter an der Wand hängt der Tischbesen mit Schaufel. Auf dem Vertiko steht eine Petroleumlampe, obwohl (bei Vergrößerung bzw. zoomen mit 200%) schon ein Lichtschalter unter dem Weihwassergefäß zu erkennen ist. Die Tischlampe muss also schon elektrisch sein. Ida schreibt oft so schön

„Euere Schwaben“; und tatsächlich ist alles schön schwäbisch eng und aufgeräumt. Bei Hermine oben schaut es etwas weitläufiger und von den Möbeln etwas barocker aus.

Ida und Albrecht I hatten zwei Kinder, den Albrecht II und den Joachim. Der Joachim ist nach Südamerika ausgewandert und hat sich auch bei Albrecht II später nur noch sehr selten gemeldet, wie letzterer uns bedauernd erzählt hat.

Das folgende Bild ist ebenfalls eine Ansicht auf einer Postkarte. Der Text stammt von Ida und ist in deutscher Schreibschrift. (Albrecht hat wie Hermann und der spätere Georg II stets die lateinische Schrift benutzt.)

> Postkarte von Ida Pfreundschuh:
>
> Schwäbisch Gmünd, den 02.10.1912
> Liebe Schwägerin, Vetter und lb. Kinder.
> Wie oft wollte ich schon schreiben, allein die viele Arbeit lässt mich nicht dazu kommen.
> Hier sehen Sie nur Albrechtchen auf dem Bilde, aber nächsten Mai werden wir sicher

nach Heidelberg zu Ihnen kommen. Viele herzliche Grüße senden Ihnen Vetter Georg und den Lb. Eure Schwaben Albrecht, Ida und der kleine dicke Mann.

Albrecht II und Tante Ida habe ich wie gesagt bei einem Besuch in Schwäbisch Gmünd mit meinem Vater und Bruder noch 1955 kennen gelernt.

Albrecht II 1914

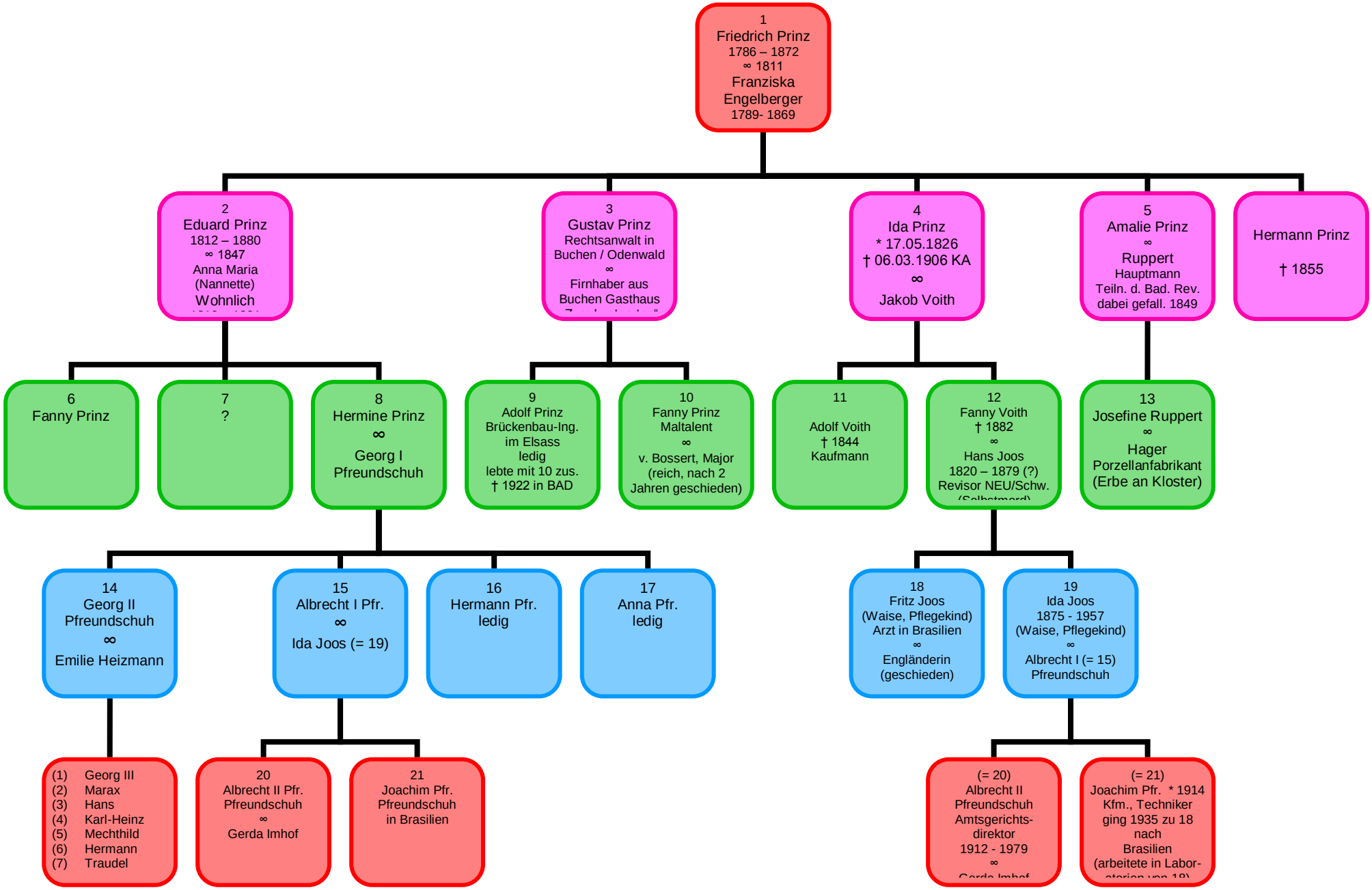
Die Postkarte mit dem Bild von Albrecht II auf dem Bär im Elternschlafzimmer ist von Albrecht I. Sie ist an „Herrn und Frau Postsekretär Gg. Pfreundschuh Heidelberg Kaiserstraße 54“ gerichtet. Solche Betten, solche Schlafzimmer mit solchen Waschlavoirs (Waschschüsseln) kenne ich aus meiner Kindheit und Jugend noch gut. Die Atmosphäre, die das Bild vermittelt, ist mir sehr vertraut. Uns ist damit ein Blick in bürgerliche Wohnungen um die Jahrhundertwende (1900) und in ländliche Wohnungen bis in die 1950-iger Jahre möglich.

Die Postkarte hat folgenden Text:

> Schwäb. Gmünd d. 11.06.14
>
> Liebe Eltern!
> Hier senden wir Euch die versprochene, von mir selbst verfertigte Aufnahme Klein-Albrechtchens. Wenn auch manches zu wünschen übrig lässt, so dürfte doch im Großen und Ganzen das Bild Eueren Beifall finden. Mama wird sich doch hoffentlich wohler fühlen. Wenn auch die Krankheit nur langsam Fortschritte zum Guten macht, so wird doch Mama auf Kurz oder Lang wieder ganz gesund werden.
> Mit den besten Wünschen zu einer baldigen Erholung, (übriger Text abgeschnitten, da das Bild erheblich verkleinert wurde.)

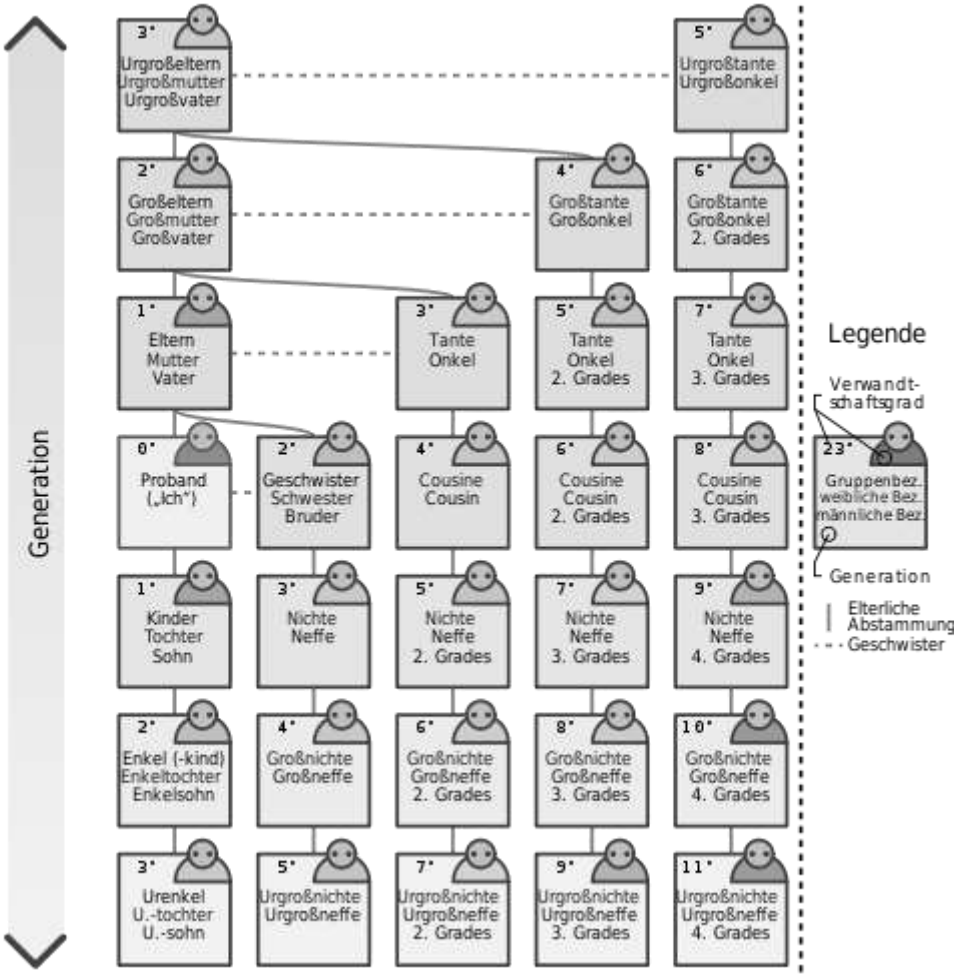
Mama, also Hermine, ist nicht mehr gesund geworden. Sie hatte Magenkrebs und ist einen Monat später, am 13.07.1914 in Heidelberg gestorben. Den Georg I muss es schwer getroffen haben. Es ist zu Georg II nach Sinsheim gegangen und dort nur acht Tage später am 22.07.1914 einem Hirnschlag erlegen. Die beiden sollen sich sehr gut verstanden haben.

Öfter, besonders bei unserem Besuch 1955 in Schwäbisch Gmünd, hat mir mein Vater erzählt, dass die Tante Ida mit uns über die Hermine, also die Prinz, verwandt ist. Durch die Unterlagen von Onkel Hans, die mir Simone schenkte, können wir dies und einiges mehr gut nachvollziehen. Die folgende Übersicht zeigt die Zusammenhänge, auf die wir im Buch über unseren „Badischen Stamm“ noch etwas näher eingehen werden.


1
Friedrich Prinz
1786 – 1872
∞ 1811
Franziska
Engelberger
1789- 1869
2
Eduard Prinz
1812 – 1880
∞ 1847
Anna Maria
(Nannette)
Wohnlich
3
Gustav Prinz
Rechtsanwalt in
Buchen / Odenwald
∞
Firnhaber aus
Buchen Gasthaus
4
Ida Prinz
* 17.05.1826
† 06.03.1906 KA
∞
Jakob Voith
5
Amalie Prinz
∞
Ruppert
Hauptmann
Teiln. d. Bad. Rev.
dabei gefall. 1849
Hermann Prinz
† 1855
6
Fanny Prinz
7
?
8
Hermine Prinz
∞
Georg I
Pfreundschuh
9
Adolf Prinz
Brückenbau-Ing.
im Elsass
ledig
lebte mit 10 zus.
† 1922 in BAD
10
Fanny Prinz
Maltalent
∞
v. Bossert, Major
(reich, nach 2
Jahren geschieden)
11
Adolf Voith
† 1844
Kaufmann
12
Fanny Voith
† 1882
∞
Hans Joos
1820 – 1879 (?)
Revisor NEU/Schw.
13
Josefine Ruppert
∞
Hager
Porzellanfabrikant
(Erbe an Kloster)
14
Georg II
Pfreundschuh
∞
Emilie Heizmann
15
Albrecht I Pfr.
∞
Ida Joos (= 19)
16
Hermann Pfr.
ledig
17
Anna Pfr.
ledig
18
Fritz Joos
(Waise, Pflegekind)
Arzt in Brasilien
∞
Engländerin
(geschieden)
19
Ida Joos
1875 - 1957
(Waise, Pflegekind)
∞
Albrecht I (= 15)
Pfreundschuh
(1) Georg III
(2) Marax
(3) Hans
(4) Karl-Heinz
(5) Mechthild
(6) Hermann
(7) Traudel
20
Albrecht II Pfr.
Pfreundschuh
∞
Gerda Imhof
21
Joachim Pfr.
Pfreundschuh
in Brasilien
(= 20)
Albrecht II
Pfreundschuh
Amtsgerichts-
direktor
1912 - 1979
∞
(= 21)
Joachim Pfr. * 1914
Kfm., Techniker
ging 1935 zu 18
nach
Brasilien
(arbeitete in Labor-

Wir müssen hier nun kurz die Verwandtschaftsbezeichnungen erklären, da sie vielen heute nicht mehr geläufig sind

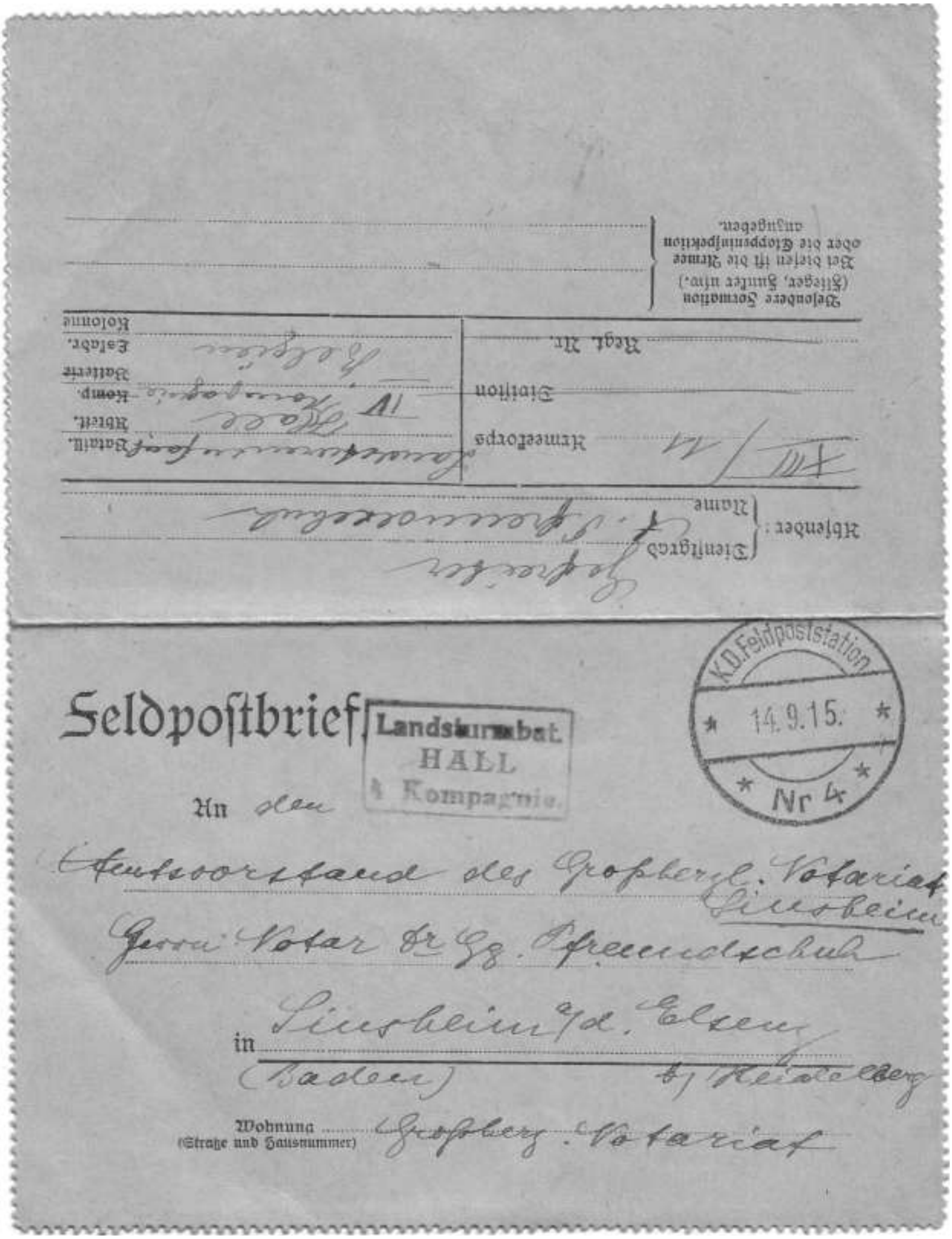
Die Ururgroßeltern heißen auch Alteltern, deren Eltern Uralteltern (= Ururgroßeltern).



Der Verwandtschaftsgrad errechnet sich nach der Zahl der vermittelnden Geburten (nach BGB, anders Kirchenrecht bis 1983). Davon weichen allerdings (nicht ganz folgerichtig) die Gradbezeichnungen für Onkel, Nichte usw. 2. oder 3. Grades ab, wie das Schaubild zeigt. So sind z.B. Nachgeschwisterkind Vettern oder Basen 2. Grades. (Die Tante Lisel vom Winterhalterhof [vgl. Buch I Die Schwarzwälder] war also meine Großtante 2. Grades. Ihre Mutter und meine Urgroßmutter waren Schwestern.)

Ida und Albrecht waren also Nachgeschwisterkind oder Vetter und Base 2. Grades. Früher wurde das als nahe Verwandtschaft angesehen. Für solche Ehen war kirchliche Dispens (= Ausnahmebewilligung) erforderlich.

Albrecht sieht seinem Bruder Georg II, meinem Großvater, nicht nur sehr ähnlich; er dürfte auch ähnlich empfindsam und manchmal gefühlsbetont gewesen sein. Das können wir dem folgenden Feldpostbrief aus dem Ersten Weltkrieg entnehmen, den er am 14. September 1915 an Georg II geschrieben hat.



Absender: Dienstgrad / Name: Gefreiter J. Pfreundschuh

Armeekorps XIII / 13
Division
Regt. Nr.
Batail. Landsturm Ersatz
Abteil. Hall
Komp. IV Kompagnie
Batterie
Eskadr. Belgien
Kolonne

Besondere Formation (Flieger, Funker usw.) Bei diesen ist die Armee oder die Etappeninspektion anzugeben.

Feldpostbrief

Landsturmbat. HALL 4. Kompagnie

K.D. Feldpoststation Nr 4 14.9.15.

An den
Amtsvorstand des Großherzgl. Notariat Sinsheim
Herrn Notar Dr. Gg. Pfreundschuh
in Sinsheim a/d. Elsenz
(Baden) b/ Heidelberg

Wohnung (Straße und Hausnummer) Großherz. Notariat

St. Amandsberg den 14. Sept. 15

Lieber Bruder!

Schon vor ein paar Tagen hätte ich Dir geschrieben, wenn ich nicht so furchtbar verstimmt wäre, seit meiner Aufregung in Gmünd. Meine Nerven haben unglaublich stark gelitten, so daß ich noch nicht weiß, was aus mir noch werden wird. Wenn ich keinen Aufschluß von Ida bekomme über das, was ich gern von Ida wissen möchte, kann ~~in~~ mich kann die, früher stets bei mir stündlich wiederkehrende Sehnsucht nach ihr[?] befallen. Ich fühle mich unbeschreiblich unglücklich, weil ich glaube, daß ihr Bruder, dieser Gauner, meine liebe, gute Familie noch während meiner Abwesenheit ruiniert. Ich muß mir Licht in diese Sache zu verschaffen suchen und hoffe es, was es will. Wie lautet Hermann's Adresse? Ich will ihm doch auch einmal schreiben. Vielleicht hast Du auch Zeit die Adressen meiner lieben Verwandten mir zu senden. Besten Dank im voraus. Ich hoffe daß bei Dir alles gesund ist und ~~grüße~~ & küsse Dich nebst lieben Kindern sowie grüße herzl. Deine liebe Frau

Dein traurig gestimmter Bruder Albrecht

St. Amandsberg den 14. Sept. 15

Lieber Bruder!

Schon vor ein paar Tagen hätte ich Dir geschrieben, wenn ich nicht so furchtbar verstimmt wäre. Mit meiner Aufregung in Gmünd. Meine Nerven haben unglaublich stark gelitten, so dass ich noch nicht weiß, was aus mir noch werden wird. Wenn ich keinen Aufschluss von Ida bekomme über das, was ich gern von Ida wissen möchte, kann mich kaum die früher stets bei mir stündlich wiederkehrende Sehnsucht nach ihr wieder befallen. Ich fühle mich unbeschreiblich unglücklich, weil ich glaube, dass ihr Bruder, dieser Dämon, meine liebe, gute Familie noch während meiner Abwesenheit ruiniert. Ich muss mir Licht in diese Sache zu verschaffen suchen und koste es, was es will. Wie lautet Hermanns Adresse? Ich will ihm doch auch einmal schreiben. Vielleicht hast Du auch Zeit die Adressen meiner lieben Verwandten mir zu senden. Besten Dank im Voraus. Ich hoffe, dass bei Dir alles gesund ist und küsse Dich nebst lieben Kindern sowie grüße herzlich Deine liebe Frau

Dein traurig gestimmter Bruder Albrecht.

Die Zusammenhänge und Hintergründe dieses Briefes lassen sich zumindest etwas erhellen, wenn wir die Unterlagen von Onkel Hans genau studieren.

Der als Dämon bezeichnete Bruder von Ida ist der Fritz Joos. Bei Hans heißt es: „Soll ein Taugenichts sein“. In unserer Stammtafel trägt er die Nummer 18. Nach dem Ersten Weltkrieg ist er als Arzt nach Brasilien ausgewandert. Möglicherweise hat er Ida unter Druck gesetzt und wollte Geld von ihr. Das ist jedoch eine Vermutung. Allerdings hatten Fritz und Ida eine harte Kindheit und Jugend hinter sich.

Ihr Vater Hans Joos hat sich gemäß den Unterlagen von Hans erschossen, als die beiden Kinder 3 bis 4 Jahre alt waren. Er war Amtsrevisor in Neustadt im Schwarzwald gewesen. Zu allem Unglück ist dann noch die Mutter Fanny 1882 gestorben, als Ida 7 Jahre alt war. Die Kinder wurden zunächst von den Großeltern aufgenommen und zu Ida vermerkt Hans: „Später bei Friseur Hänner in Karlsruhe aufgezogen.“ Die beiden waren also früh Vollwaisen und Ida ist dann als Pflegekind in Karlsruhe wohl in kleinen Verhältnissen aufgewachsen. Zumindest ist sie nicht in ein Waisenhaus gekommen, was zur damaligen Zeit sicher kein Vergnügen war. Wie Fritz seine Jugend verbracht hat, wo er lebte, wissen wir nicht.

Es ist fraglich, ob der Fritz so ein Taugenichts war, wie es in den Familienakten steht. Möglicherweise kommt diese Ansicht über Albrecht I und seinen Bruder Georg II zu Onkel Hans und damit zu uns. Jedenfalls ist Fritz Arzt geworden und muss es in Brasilien zu etwas gebracht haben. Denn sein Neffe Joachim Pfreundschuh (Nr. 21 in der Stammtafel) ist als Kaufmann und Techniker 1935 zu ihm nach Brasilien gegangen. Der Fritz hat ihn in sein physikalisch-chemisches Laboratorium aufgenommen. Fritz selbst war zunächst mit einer Engländerin verheiratet, von der er dann geschieden wurde. Offensichtlich hatte er keine Kinder.

Aus der Todesanzeige von Tante Ida, die sich in den Familienakten meines Vaters befindet, ergibt sich, dass Joachim mit seiner Ehefrau Ada und Tochter Iris in Cachoeira Rio Grande do Soul (Brasilien) lebten (1957).

Von Albrecht I habe ich noch einen Brief aus dem Jahr 1935 in den Akten meines Vaters gefunden. Er zeigt, dass Albrecht I es damals nicht leicht hatte. Trotzdem konnte sein Sohn Albrecht II studieren und Richter werden. In der im Brief erwähnten Wohnung Bocksgasse 27 wohnten dann bis zuletzt Albrecht II und seine Frau Gerda. Sie waren kinderlos, was sie sehr bedauerten. Albrecht I war der Patenonkel meines Vaters, der mit sämtlichen Namen Georg, Albrecht, Maria hieß.

Schwäbisch Gmünd am 10. März 1935

Lieber Neffe! (=Georg III)

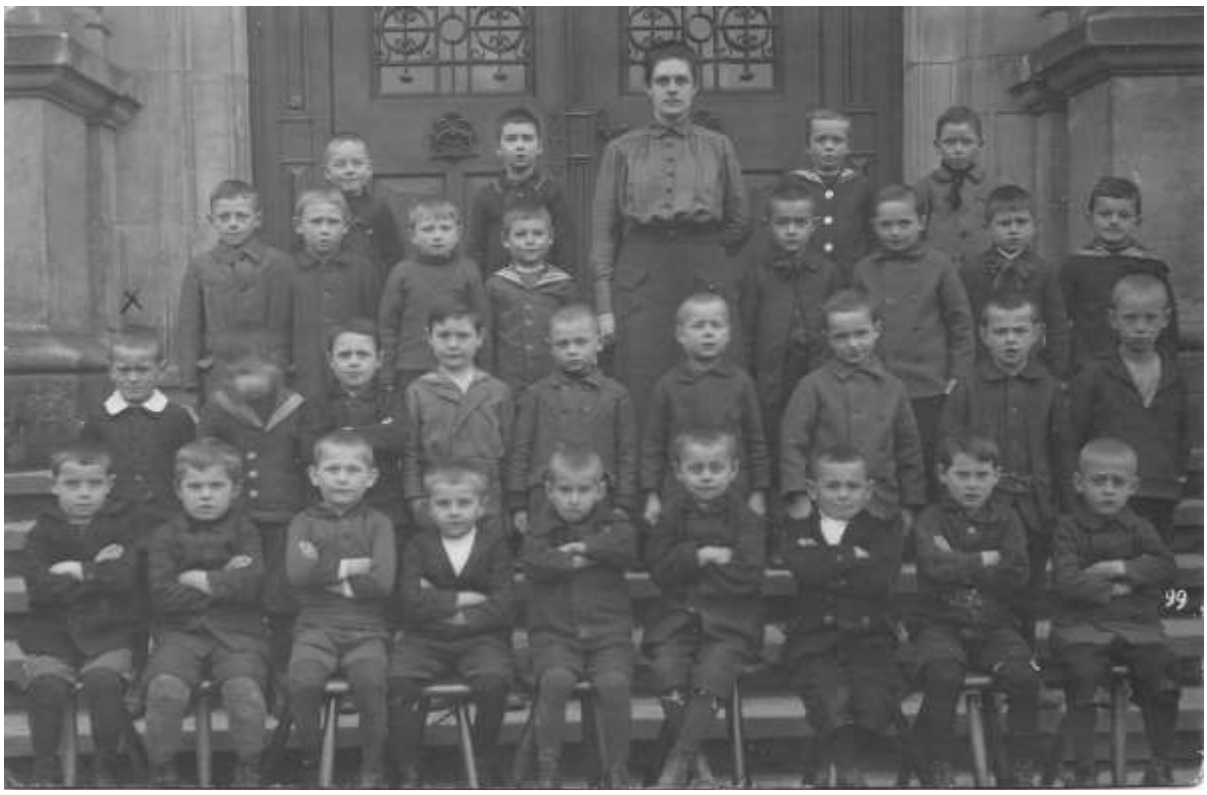
Dein Brief vom 7. ds. Mts. hat uns alle sehr gefreut. Ida sowie Albrecht und Joachim sind zur Zeit an Grippe erkrankt, aber zum Teil wieder auf dem Wege der Besserung und da ich außerdem geschäftlich sehr in Anspruch genommen bin, finde ich kaum Zeit mich mit der von dir gewünschten Sache eingehend zu beschäftigen. Dein Bruder Hans hat mir auch in dieser Angelegenheit geschrieben und ich habe ihm auch, soweit es mir möglich war, geantwortet. Ich hätte nun zu dem ihm bereits berichteten noch als Ergänzung zu bemerken: Laut zwei Todes-Anzeigen, die ich Gestern vorgefunden habe, ist: Euer Ur-Urgroßvater Friedrich Prinz pens. (=pensionierter) Reg. Revisor im Juni 1785 geboren und am 29. Januar 1872 zu Freiburg (Baden) gestorben; Eure Ur-Urgroßmutter (dessen Ehefrau) Franziska Engelberger im August 1789 geboren und am 12. Oktober 1869 zu Freiburg gestorben. Sie vermählten sich in Säckingen (Baden) am 15. Januar 1811 lt. vorgefundener Heiratsurkunde. Eine Schwester von Bierbrauer Prinz (Eurem Urgroßvater) hieß Ida Prinz und war geboren am 17. Mai 1825 und starb 6. März 1906 in Karlsruhe; die Todesursache bei den Vorgenannten ist mir nicht bekannt. Nun noch die Geburtstage unserer Kinder. Albrecht wurde am 21. Februar 1912 und Joachim am 11. Dezember 1914 in Schwäb. Gmünd geboren. Die Geburtstage von mir und meinen Geschwistern habe ich Hans bereits mitgeteilt.

Weitere Aufschriebe konnten Ida und ich nicht finden. – Da sich unsere Verhältnisse weiter verschlechtert haben, habe ich mich entschlossen eine kleinere und billigere Wohnung auf 1. April zu mieten. Ab 1. April wohnen wir nun Bocksgasse 27. Wir können wohl dort allerdings niemand mehr außer uns unterbringen. Das ist aber auch nicht notwendig, wie gern ich auch meinen Bruder Hermann einmal eingeladen hätte. Die Hauptsache ist, dass ich das Allernotwendigste wenigstens für meine Familie aufbringen kann. Ein Wiedersehen müssen wir auf spätere Jahre zurück stellen, wenn sich unsere Verhältnisse gebessert haben. So gerne wir alle uns nach Euch sehnen, müssen wir leider hier ein Opfer bringen. Wir hoffen, dass es Dir sowie der Schwägerin und Tante sowie den übrigen Geschwistern soweit gut geht und grüßen Euch herzlich
Euer Onkel und Pate mit Ida, Albrecht und Joachim
Albrecht!

Schauen wir uns noch einige Bilder von Albrecht, Ida und ihren Kindern an.

Auch auf der Rückseite dieser Postkarte an seine Eltern (Georg I und Hermine) entschuldigt sich Albrecht I, dass er dieses Jahr sie „leider nicht besuchen kann“. Außerdem heißt es „Brief folgt“. Albrecht I und Albrecht II waren nicht sehr reiselustig. Während der Bruder Hermann I (Onkel Kasper) oft auf Fotos im Kreis der Familie von Georg II zu sehen ist, fehlt Albrecht immer.

Joachim Pfreundschuh Albrecht II Pfreundschuh



Das Klassenbild zeigt Albrecht II ganz links in der zweiten Reihe mit dem schönen weißen Kragen und dem Kreuz über dem Kopf. Es vermittelt einen guten Eindruck von Zucht und Ordnung, von einer strengen Lehrerin in einer schwäbischen Volksschule. Dabei handelt es sich um eine Postkarte mit der Anschrift:

Familie
Notar
Dr. Gg. Pfreundschuh
Großherzogl. Notariat
Sinsheim a. d. Elsenz
b. Heidelberg in Baden

Gmünd d. 26.04.1919

Meine Lieben!
Herzl. Dank Georg und Euch allen für die mir anlässlich meines Namenstags übersandten Glücks- und Segenswünsche. Auch ihm sowie meinem lieben Patenkinde (= Georg III) wünschen ich und meine Familie nachträglich zu Ihrem Namensfeste (am 24 ds. Mts. gewesen) Glück und Segen. – Gehen nicht morgen 2 von Euren leiben Kleinen zur ersten Hl. Kommunion? Wir haben immer auf eine diesbezügl. Mitteilung gewartet. Zutreffenden Falls bringen wir Ihnen unsere allerherzl. Glückwünsche dar. Brief folgt sobald Nachricht erhalten.
Mit tausend Grüßen auch an Hermann,
Albrecht und Familie

An Albrecht II und den erwähnten, mehrtägigen Besuch in Schwäbisch Gmünd erinnere ich mich noch sehr gut. Albrecht II war dort Amtsrichter, später Direktor des Amtsgerichtes. Er und seine Frau Gerda haben uns sehr freundlich aufgenommen. Er war klein, untersetzt und hat so schön schwäbisch g'schwätzt. Seine Frau war auch sehr nett und pflegte damals ihre wackelige, aber nicht verkalkte Schwiegermutter Ida. Albrecht II hat mit uns dann Ausflüge in die Umgebung gemacht. So haben wir die Burg Rechberg besucht. Er hat sich ausgekannt in seiner Heimat und ihrer Geschichte. Bei mir ist der Albrecht II trotzdem etwas unangenehm aufgefallen. Er hatte keine Kinder und hat sich meiner sofort an einem Nachmittag väterlich angenommen. Das hat darin bestanden, dass er sein altes Lateinbuch ausgegraben hat. Und darin hat er mich sofort an irgendeiner Stelle aufgefordert, einen Text zu übersetzen. Das habe ich gar nicht gut gefunden. Der Albrecht hat es dann auch bald wieder sein lassen. Bei mir hat er dadurch auch einen energischen Eindruck hinterlassen und ist mir in gewisser Hinsicht als „Streber" in Erinnerung geblieben. Das war er sicher auch.

Immer wieder einmal habe ich noch als Gerichtsreferendar schwäbische Kollegen getroffen, die ihn in Schwäbisch Gmünd kennengelernt hatten. Sie haben von ihm mit Achtung, aber auch mit Abstand geredet. Ich kann mir gut vorstellen, dass er auch recht besserwisserisch und manchmal juristisch versteift gedacht und gehandelt hat. Für die Richterlaufbahn war das offensichtlich nicht schlecht. Seine Frau Gerda hat meinem Vater dann auch die Beförderung zum Amtsgerichtsdirektor und später seinen Tod mitgeteilt.

Ein weiteres Markenzeichen von ihm war, dass er sehr sesshaft und überhaupt nicht reiselustig war. Das ergibt sich auch aus seinen Kartengrüßen. Darin bedauert er im Jahre 1957, dass er seit seiner Studienzeit nie mehr nach Heidelberg gekommen ist (siehe unten). Aus dieser Zeit gibt es eine ganze Reihe von Fotos, auf denen er z. T. als Brillenträger mit Studiergesicht zu sehen ist.

Albrecht II 1926

Nach unserem Besuch in Schwäbisch Gmünd hat mein Vater den folgenden Brief geschrieben.

Heidelberg, den 11.05.1955

Familie Albrecht Pfreundschuh
Amtsgerichtsrat
Schwäbisch-Gmünd
Boksgasse 27

Meine Lieben!

Als wir heute beim Mittagessen nach der Schule wieder zusammen waren, stellten wir fest, dass die Buben noch nirgends so aufmerksam bedacht wurden, als bei der Familie meines lieben Vetters Albrecht in Schwäbisch Gmünd und bei Tante Gerda. Wir möchten Euch daher nochmals recht herzlich für die schönen Tage danken.

Darüber hinaus bin ich selbst davon überzeugt, dass ich noch viel mehr ausgehen würde, wenn Ihr in erreichbarer Nähe von uns wärt, denn wir hätten immer Probleme zu lösen, ohne im Fach bleiben zu müssen.

Ein klein wenig habe ich mir Gedanken gemacht, ob ich nicht gegenüber meinem Vetter etwas zu wenig zurückhaltend war, als wir zusammen im Cafe waren, aber andererseits ist das dann doch alles im größeren Familienverband gesagt worden und bleibt daher bei uns am Besten aufgehoben, zudem wir uns in jeder Hinsicht fördern wollen. Ich selbst war aufrichtig froh, nach fast zuviel Jahren endlich wieder einmal Tante Ida und Euch zu sehen und ich meine daher, Ihr mögt den Besuch hier nicht so lange verschrieben.

Meine Frau und ich haben Eure große Leistung bewundert, Eure Eltern in jeder Hinsicht so gut zu versorgen, so dass sich Tante Ida, mit der mich viele und schöne Jugenderinnerungen verbinden, noch in ihrem hohen Alter begrüßen konnte. Sagt ihr bitte besondere herzliche Grüße von mir und uns.

Noch dort habe ich übrigens nach Albrechts Rat eine Sonnenblende zum Photoapparat gekauft und hier dann einen Entfernungsmesser, welcher nunmehr in Aktion trat, da wir einen schönen Familienausflug mit Omnibus mit dem KV. AHZ. (= Alterherren Zirkel des Kartellverbandes der Verbindung Ripuaria von Georg III) gemacht haben.

Für heute recht herzliche Grüße
Euer Vetter und Neffe Georg

Die Todesanzeige von Ida ist bei den Akten meines Vaters:

Schwäbisch Gmünd, 28. November 1957
Bocksgasse 27

TODESANZEIGE UND DANKSAGUNG

Unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Großmutter und Schwester

Ida Pfreundschuh

Prokuristenwitwe

ist am 23. November im Alter von 82 Jahren nach längerem, mit Geduld ertragenem Leiden, wohlvorbereitet mit den hl. Sterbesakramenten, von uns gegangen. Ihrem Wunsch gemäß haben wir sie in aller Stille auf dem St. Leonhardsfriedhof beigesetzt. Für die liebevolle Anteilnahme sagen wir allen herzlichen Dank. Besonders danken wir HH. Kaplan Ritter für die Krankenbesuche, den ehrw. Schwestern von St. Elisabeth für aufopfernde Pflege, ferner allen, die ihr die letzte Ehre erwiesen haben.

In stiller Trauer:
Albrecht Pfreundschuh, Amtsgerichtsrat
mit Frau **Gerda** geb. Imhof
Joachim Pfreundschuh mit Frau **Ada** und
Tochter **Iris**, Cachoeira
Karl Imhof
Dr. med. Fritz Fischer, New York

Die Familie wohnte noch immer in Bocksgasse 27, in die nach dem Brief von oben (10.03.1935) Albrecht I mit seiner Familie gezogen ist.

Brief von Albrecht Pfreundschuh auf der Todesanzeige von Ida Pfreundschuh:
Schwäbisch Gmünd, den 29.11.1957

Lieber Georg mit Angehörigen!
Mutter ist am vergangenen Sonntag, den 23.11.57 gegen 21 Uhr verschieden. Die Pflege während der letzten sechs Monate war insbesondere für Gerda sehr anstrengend. Wir haben Mutter am Dienstag in alle Stille beigesetzt. Vater soll auch bald in das neue Grab umgebettet werden.
Bis jetzt bin weder ich noch Gerda nach dem Krieg nach Heidelberg gekommen (seit meiner Studienzeit ich nicht mehr!). Vielleicht wird es in absehbarer Zeit gelingen.[28] Von Joachim haben wir seit Monaten keine Nachricht. Er ist seit seinem Weggang i. J. 1934 auch nicht mehr gekommen.
Gesundheitlich geht es uns ordentlich. Gerda hat vor circa zwei Jahren zwei schwere Unterleibsoperationen mitgemacht.
Mit den besten Weihnachts- und Neujahrswünschen Dein Vetter Albrecht
Herzl. Gruß Gerda

[28] Daraus ist auch nichts geworden.

Die Freunde der Familie

Das folgende Gruppenbild vor der Villa Waldwinkel in Neckargemünd stammt von Ostern 1921. Hans und Karl-Heinz sind zur Ersten Kommunion gegangen. Das Bild ist deshalb so wichtig, weil es den engsten Freundeskreis der Familie zeigt. Außerdem sind die abgebildeten Personen mir noch von meinem Vater benannt worden. Wir sehen dadurch jene Verwandten und befreundete Familien, an die sich so viele Gedichte von Georg II richten.

Ostern 1921 Erste Kommunion von Hans und Karl-Heinz / Villa Waldwinkel in Neckargemünd

1 Georg III / 2 Postverwalter Kirner / 3 Lina Pfr (Uissi) / 4 Frau Singhof / 5 Georg II / 6 Emilie / 7 Hermann I / 8 Marax / 9 Hildegard Pfr (Uissi) / 10 Richard Mayer / 11 Marie Maier (geb. Mayer) / 12 Hermann / 13 Gertrud Spranz / 14 Hans / 15 Karl-Heinz / 16 Marie Kirner / 17 Mechthild / 18 Pfisterer / 19 Oberlandgerichtsrat Gut / 20 Singhof jun. (Vater Singhof war im Januar 1921 gestorben, wie sich aus einem Gedicht von Georg II ergibt, siehe oben zur Studienzeit.)

Ganz oben (1) ist mein Vater. Seine herausgehobene Stellung als Ältester hat er immer in Anspruch genommen und verteidigt. Oft behauptete er, er hätte seinen Eltern helfen müssen, die jüngeren Geschwister zu erziehen. Das hat bei denen dann jedes Mal helle Empörung ausgelöst. Auch auf vielen anderen Bildern steht er bevorzugt ganz oben und hinten, um den Überblick zu haben. Die Ziffern 2 und 16 zeigen die Eheleute

Kirner. An sie richten sich viele Berichte aus dem Familienleben in der Gedichtssammlung von Georg II. Die Marie Kirner war eine Freundin der Emilie. Auf einem anderen Foto habe ich nach den Angaben meines Vaters auf der Rückseite vermerkt, dass die beiden miteinander im „Pensionat“, also im Töchter-Institut in Cham am Zuger See bei den Benediktinerinnen waren. Der Vater Kirner war Postverwalter, wie auch auf der Rückseite dieses Bildes steht. Zum Glück bin ich zusammen mit meinem Vater zu dessen Lebzeiten das Bild einmal durchgegangen; und wir haben die Personen und die Namen einander zugeordnet.

Von Uissigheim sind Lina und Hildegard (3 und 9) mit dabei. Beide habe ich noch sehr gut gekannt. In vielen Gedichten für die Uissigheimer werden auch sie angesprochen. Die Geschwister Richard Mayer (10) und Marie Maier (geb. Mayer, 11) zählen ebenfalls zu den besten Freunden der Familie. Marie Maier soll nach den Erzählungen meiner Patentante Traudel die Patin von Hans gewesen sein. Doch zum Glück gibt es Familienakten. Dort befindet sich auch das Testament von Marie Maier. Und hier lesen wir, dass Hans das Patenkind von Richard Mayer war, also dem Bruder von Marie. Hans wird deshalb besonders bedacht. Das ist trotzdem etwas erstaunlich, weil die Familie Mayer evangelisch war. Doch das hat den Georg II und die Emilie offensichtlich wenig gestört – und der Pfarrer hat es vielleicht nicht gesagt bekommen.

Genau so oft wie die Familie Kirner ist die Familie Gut (19) Adressat von Gedichten unseres Georg II. Leider ist auf dem obigen Foto nirgends „Mama Gut“ zu finden. „Papa Singhof“ war am 22. Januar 1921 gestorben, wie wir einem Gedicht von Georg II zum ersten Jahrestag des Todes entnehmen müssen.

Pfisterer (18) ist ein Bundesbruder von Georg II aus der Landsmannschaft Teutonia. Nur die Gertrud Spranz (13) kenne ich nicht. Als gut befreundete Familie fehlen die „Neuburger“. Doch sie waren jüdischen Glaubens und hier wird die Erste Heilige Kommunion gefeiert.

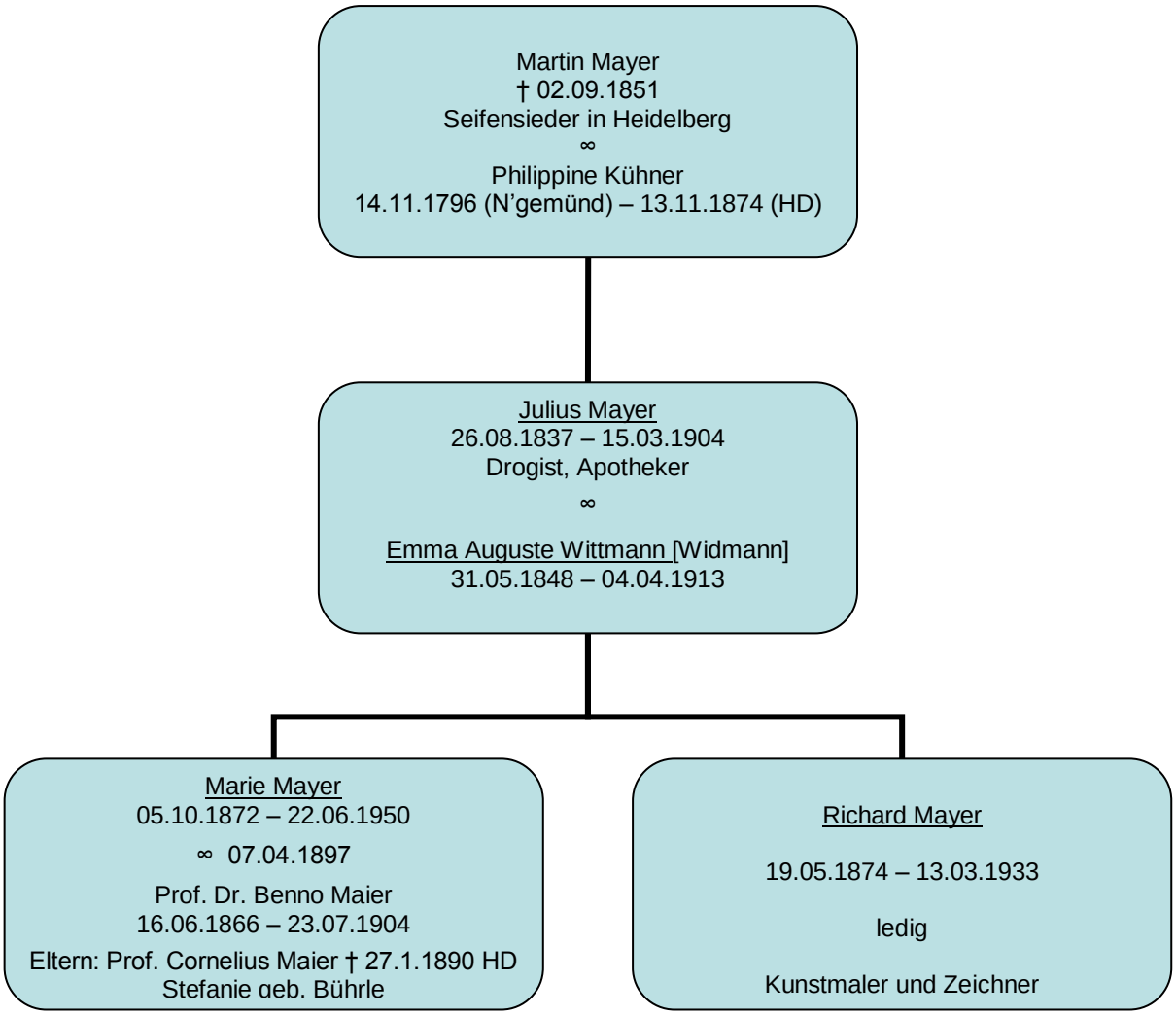
Alle Freundschaften haben lebenslang bestanden und wurden sehr gepflegt. Begründet wurden sie – auch noch bei meinen Eltern – meist in der Schul- und Studienzeit. „Später schließt man schwerer Freundschaft“, sagte mein Vater öfter. Vor allem haben sich die Freunde wie die Verwandten in den oft schweren, wechselvollen Zeiten des 20. Jahrhunderts wirksam geholfen. Mein Vater hat beispielsweise von seinem Schulfreund Emil Fellmann, einem Gutspächter bei der katholischen Kirchenschaffnei in Lobenfeld bei Heidelberg, im Krieg immer wieder Nahrungsmittel bekommen. An den Hafer kann ich mich gut erinnern. Mit dem Fahrrad haben mein Vater und ich die Haberkörner zu einer Mühle nach Schriesheim gefahren und gegen „geschlagene“ Haferflocken eingetauscht. Haferflocken hat es lang in allen Variationen bei uns daheim gegeben. Mein Vater hat dem Emil dann, wie die Familienakten zeigen, bei der Entnazifizierung geholfen. So ist es ihm auch gelungen, einen Bundesbruder über das Schwedische Rote Kreuz und andere Wege vor dem Hungertod in der französischen Gefangenschaft zu retten und sogar bei seiner Entlassung mitzuhelfen, wie sich aus Briefen ergibt. Der Schulfreund Hermann Hollenbach aus Sinsheim hatte in Heidelberg das größte Schuhgeschäft. Mein Vater hat ihn immer beraten und wir hatten immer Schuhe. Die Aufzählung ließe sich lange fortsetzen.

Vieles über das herzliche, fröhliche und auch besinnliche Wesen dieser Freundschaften wird durch die Gedichte von Georg II vor unseren Augen lebendig.

Schauen wir uns nun an, wie wichtig und tragfähig damals Freundschaften waren.

Die Familie Mayer

Eine generationenlange Freundschaft unserer Familie hat mit der Familie Mayer in der Hauptstraße 102 in Heidelberg bestanden. Sie wurde von Georg I und Hermine mit Julius und Emma Mayer begründet. Dabei handelte es sich um Altersgenossen, die alle zwischen 1837 und 1848 geboren wurden. Die familiären Zusammenhänge und die Lebensdaten der Familie Mayer zeigt die folgende Übersicht. – Die Marie Maier geb. Mayer war wie ihr lediger Bruder Richard kinderlos und hat ihre Familienakten meinem Vater übergeben. Daraus konnte die folgende kleine Stammtafel erstellt werden.



Die unterstrichenen Personen waren mit unserer Familie befreundet.

Im Buch I „Die Schwarzwälder“ wurde einleitend die „alte Stadt“ kurz vorgestellt. Heidelberg war vor der Industrialisierung im 19. Jahrhundert so eine „alte Stadt“. Der entscheidende Unterschied zwischen Dorf und Stadt war die andere Erwerbsgrundlage oder Arbeit. Auf dem Land lebten die Bauern und nur wenige Handwerker. Die mittleren und größeren Städte wie Heidelberg waren geprägt von kleineren und mittleren Gewerbetreibenden. Die Handwerker, nicht die Fabriken versorgten noch die Menschen

mit Gütern und Diensten. Das änderte sich erst langsam bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts. Doch schon ab dem Beginn des 19. Jahrhunderts sind außerhalb, ja gegen die Ständeordnung mit ihren Zünften und Handwerksordnungen die Besitz- und Wirtschaftsbürger als neue Klasse entstanden.

Die Stammtafel zeigt, dass die Familie Mayer aus dem Handwerkerstand gekommen ist. Der Martin war Seifensieder in der Unteren Strasse von Heidelberg. Dort weisen ihn die Heidelberger Adressbücher mit diesem Beruf von 1839 bis 1846 nach.

Von Julius ist uns noch ein Teil seines Lebenslaufs mit seinen Wanderjahren als Handwerksbursch überliefert.

> „Julius Mayer geboren den 26. August 1837 in seinem mütterlichen Hause Untere Straße Nr. (? Ziffer ist abgeschnitten) (damals Litera D) besuchte zuerst die Volksschule, dann bis zu seinem 14. Jahre die Höhere Bürgerschule und dann trat derselbe nach einem kurzen Privatunterricht in Latein in die Tertia hiesigen Lyzeums ein und absolvierte Unter- und Oberquarta.
> An Michaeli 1854 trat ich bei meinem Vetter J. P. Odenwald in die Lehre und verblieb daselbst bis 1. Oktober 1858. Meine ferneren Conditionen (?) waren:
> 1. Oktober 1858 – 1. Oktober 1859 bei Gustav Förtsch in St. Johann Saarbrücken,
> 1. Oktober 1959 – 1.Oktober 1860 bei F. Willich in Bremen.
> 1. Oktober 1860 – 1.April 1861 bei Aug. Caspari Anenches (Schweiz)
> 1. April 1861 – 1. Oktober 1861 bei Henry Kraft Eigle / Schweiz
>
> (Folgeblatt fehlt; hier handelt es sich um einen Lebenslauf, der vor allem die Schulbildung und die Wanderjahre als Handwerksbursch des Julius Mayer aufführt.)

In unserer Familie gibt es vom Handwerkerstand, mit dem ich mich während meines Geschichtsstudiums gern und genauer beschäftigt habe, keine bekannten Vorfahren. Ich kann nur vermuten, dass dem Vinzenz seine Altvorderen z. T. Handwerker waren. Doch als Handwerker war man am besten in den Städten aufgehoben. Dort herrschten Handel und Wandel, gab es das Marktrecht und den Schutz der Zünfte.

Erstaunlich ist, dass Julius, der noch 1861 auf Wanderschaft war, bereits am 09.11.1869 das Haus Hauptstrasse 102 für 36.800 Gulden kaufen konnte. Dabei wird er im Kaufvertrag noch als „Privatmann“ betitelt. Womöglich konnte er dazu sein Erbteil einsetzen.

Der Julius Mayer hat dann aber kein Handwerk, auch nicht den erlernten Berufs des Apothekers ausgeübt. Er wurde Kaufmann oder Handelsmann, wie es damals meistens hieß. Im Adressbuch von 1870 taucht er bereits als „Materalist“ in der „westlichen Hauptstr. 102“ auf. Er hat dort nun „Materialien“ unterschiedlichster Art in seinem Ladenlokal im Erdgeschoss verkauft. Die Geschäftsbezeichnung änderte sich im Laufe des 19. Jahrhunderts. 1876 hieß es „Mayer Julius Material- Farbwaaren und Chemikalien“, 1878 „Colonial- und Materialwaarenhandlung“, 1898 „Kolonial-, Material-, Farbwaren- und Drogenhandlung“. Julius muss sehr geschäftstüchtig gewesen sein. Nicht nur, dass er offensichtlich ständig den Firmennamen und das Warenangebot der Entwicklung angepasst hat; einige erhaltene Postkarten zeigen, dass seine Geschäftsbeziehungen nach Frankfurt, Württemberg und Bayern, aber auch bis in die Schweiz und nach Triest reichten.

Im Jahr 1899 hat dann Julius Mayer sein Geschäft an Karl Bächle übergeben. Hinter dem Namen Julius Mayer wurde nun in Klammern eingefügt „Nachf. Karl Bächle“. Julius bezeichnet sich nun im Heidelberger Adressbuch als „Privatmann“.

Das folgende Bild zeigt die Hauptstrasse und das Haus 102 (ganz rechts, nur teilweise sichtbar). Der Sommertagszug wälzt sich gerade durch die Hauptstrasse. Das ist ein alter Brauch, mit dem der Winter und die bösen Geister ausgetrieben werden. „Stieh Strah Stroh, de Summerdag is do“, singen Alt und Jung. Diesen Umzug gibt’s noch heute.

Sommertagszug durch die Heidelberger Hauptstrasse – am Haus ganz rechts, das nur teilweise sichtbar ist, steht über dem Laden „Julius Mayer“ (nur bei starker Vergrößerung [zoomen] lesbar)

Marie mit ihrem Vater Julius

Die Mutter Emma Mayer hat über die ersten 1 ½ Jahre von Marie uns eine sorgfältige Aufzeichnung hinterlassen. Wir sehen, wie damals eine Mutter sehr genau und liebevoll ihr Erstgeborenes beobachtete. Beim zweiten Kind, dem Richard, ist der Bericht dann ganz kurz; vielleicht ist aber nur die Überlieferung lückenhaft.

Aufzeichnung aus den Akten Mayer:

Marie, Anna, Charlotte Mayer

Wurde am 5. Oktober 1872 abends dreiviertel zehn Uhr geboren und am 3. Sonntag nachher von Stadtpfarrer Schellenberg getauft. Sie war drei Wochen alt ungefähr 46 – 48 Cet. (=Zentimeter) groß und hat fünf Wochen alt zum ersten Mal wirklich, mit Bewusstsein gelacht.

10 Wochen alt hat sie einen Ausschlag ins Gesicht bekommen und fängt jetzt auch an zu zahnen.

12 Wochen alt hat sie drei Tg. lang heftigen Schnupfen und ist daran sogar des Nachts aufgewacht, welch letzteres bis jetzt höchstens drei bis vier Mal vorgekommen war, sie hatte des Nachts fast nie geweint; sie fängt jetzt an, immer sitzen zu wollen und singt und plaudert nach ihrer Weise alle Tage, auch für ihre Händchen sucht sie Beschäftigung und hat schon einige Male ihr Jäckchen und Hemdchen ausgezogen.

17. Feb. Ist sie zum ersten Male aus gewesen um ihrer Großmama zum Geburtstag zu gratulieren, es soll aber noch nicht wieder geschehen, es sei zu kühl für sie.

Am 15. Mai ist das erste Zähnchen heraus gekommen, sie ist mehrere Tage unruhiger als sonst gewesen, jetzt nach drei Tg. ist aber auch schon das zweite Zähnchen da. Sonst ist sie außerordentlich munter und lebhaft, nur gegen Freunde ein bisschen zu scheu. Milchbrei mag sie nicht, höchstens Fleischbrühsuppe und Milch aus der Tasse.

Am 10. Juni ist sie geimpft worden, die Impfpocken sind gut angegangen und ist sie deshalb ausgeimpft worden, sie war ein bisschen unruhig, ist aber doch alles gut wieder gegangen.
Die Kleine will jetzt den ganzen Tag Adda gehen und sagt dies auch in allen Tonarten. Sie steht am liebsten auf dem Boden und macht auch hin und wieder ein Schrittchen.

- Die Kleine Marie ist ein Jahr alt, sie ist nun so ziemlich abgewöhnt, nimmt aber wenig andere Nahrung als die Milch aus dem Fläschchen zu sich.
An ihrem Geburtstag hat sie zum ersten Mal versucht sich allein aufzurichten; von allein gehen ist aber trotzdem noch lange nicht die Rede.

Am 12. März. Sie ist nun beinahe 1 ½ Jahre alt hat in den letzten acht Tg. die drei Backenzähnchen bekommen und läuft seit heute zum ersten Mal alleine und mit dem größten Vergnügen gleich durch alle Zimmer. Sie ist sehr lieb und haben ihr die Zähnchen scheinbar wenig Schmerzen verursacht. Das vierte Z. will nicht so recht heraus. Mit dem Sprechen geht's langsamer. Sie isst jetzt eher Suppe und nagt sehr gerne an einem Stückchen Fleisch oder Wurst.

Richard Rudolph (Julius) Friedrich Philip Mayer

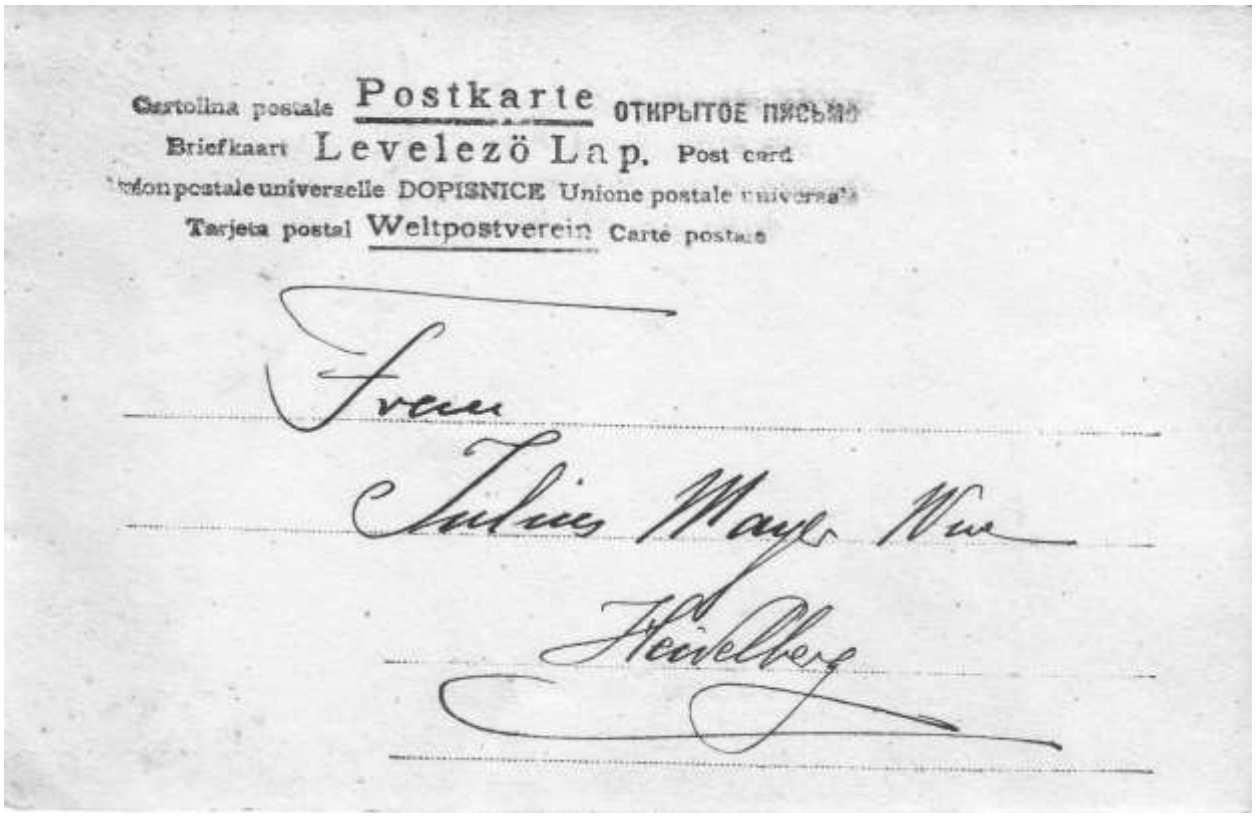
Geb. am 19. Mai 1874 abends ½ 11 Uhr. Fünf Wochen nachher getauft von Stadtpfarrer Schellenberg. Der Kleine wird mit Alpenmilch, dann mit Kindermehl aufgezogen, welch letztere Nahrung auch bis ¾ Jahr fortgesetzt wurde. Von da an nimmt er Milch und Fleischbrühsuppe. Mit 10 Monaten hat er 1 Zähnchen bekommen. Ist gesund und immer sehr freundlich, aber schmal und nicht sehr groß für sein Alter.

von links: Vater Julius, Mutter Emma, Marie und Richard

Die folgende Karte stammt von 1904, als Julius Mayer, der Mann von Emma, gestorben ist. Das Bild zeigt meinen Vater, den Georg III. Der „lieben Großmama Mayer“ soll der kleine Schorschel Trost spenden. Auf beiden Seiten der Karte sehen wir die schöne

Handschrift von Georg II. Auf der Rückseite steht die Anschrift: „Frau Julius Mayer Wwe.“ – so wurden damals die Witwen angeschrieben.

Schmuckkarte mit Georg III (oben die Vorder- und unten die Rückseite)
Julius Mayer ist am 15.03.1904 gestorben. Dazu gehört dieser Trost.



Als dann am 04.04.1913 die Großmutter Emma Mayer geb. Wittmann zu Grabe getragen wurde, hat Georg II ihr ein Gedicht gewidmet, das in der Gedichtsammlung von Georg II überschrieben ist mit

„AN DER BARE DER JULIUS MAYER-WITWE GEB. WITTMANN“.

Es ist sogar noch in der gestochenen Handschrift von Georg II erhalten, wie die folgende Abbildung zeigt. Die handschriftliche Anmerkung „Todestag der Mutter von Marie Maier“ stammt von meinem Vater Georg III. Das Beispiel zeigt auch, wie sich die Handschrift von Generation zu Generation verschlechtert hat. Auf das „Schön-schreiben“, die Kalligraphie, wurde im 19. Jahrhundert viel Wert gelegt und in der Schule viel Zeit darauf verwendet.

Zum 4 April 1913.

– Der Frühling über Flur und Hain!
Am Himmel blauer Sonnenschein!
Auf jedem Baum, auf jedem Strauch
Der „ew'gen Liebe" zarter Hauch!

– Am Friedhof drausen stummer Schmerz!
Ein „Lebewohl" dem Mutterherz!
Der Mutterliebe zart und rein
Ein stilles „Ich gedenke Dein"!

– Der Frühling über Flur und Hain!
Im Herzen neuer Sonnenschein!.....
Die Mutter, frei von Erdenleid,
Im Reiche der Unsterblichkeit!

Sinsheim a/E. den 8 April 1913.
Georg Pfrommbuch.

Todestag der Mutter
von Marie Maier

Auch dieses Gedicht und die Anrede „Mutter“ zeigen, dass Georg II die Familie schon von seiner Kindheit und von seinen Eltern her gekannt hat; es bestätigt die mündliche Familienüberlieferung.

Bei der Familie Mayer können wir nun eine weitere wirtschafts- und gesellschafts-geschichtliche Entwicklung verfolgen. Sie hat ebenfalls das 19. Jahrhundert geprägt und ist in unserer Familie nur am Rande aufgetaucht. Es ist die Herausbildung der beiden neuen Klassen der Wirtschaftsbürger und der Besitzbürger. Sie sind gut von den alten Ständen der städtischen Kaufleute und Patrizier zu unterscheiden. Denn diese waren noch Geburtsstände mit streng geordneten, genossenschaftlichen Zünften und Gilden, mit erschwerten Zugangsmöglichkeiten (oft nur über Erbe und Ehe). Die städtischen Stände waren Teil der Stadtverfassung wie der Rat, die Schultheißen und Bürgermeister. Wir würden heute sagen, sie waren öffentlich-rechtliche Einrichtungen, obwohl es die klare Trennung von Privatrecht und öffentlichem Recht noch nicht gab.

Wenn wir uns den Berufsstand und die Lebensgrundlage der Familie Mayer genauer anschauen, dann gehört die Familie sozialgeschichtlich zu den neuen „Wirtschafts-bürgern“. Sie hat sich mit Julius Mayer aus dem Handwerkerstand zu Geschäftsleuten mit einem gut bürgerlichen Wohlstand entwickelt. Zu Wirtschaftsbürgern sind vor allem Handwerker und Händler aufgestiegen, nachdem die Zunft abgeschafft und die Berufsfreiheit eingeführt war. Unseren Vinzenz Heizmann und seine Marie können wir an der Schwelle zum Wirtschaftsbürgertum sehen. Sicher gehört unsere ganze Verwandtschaft Conzen dazu. Die sehr reichen Wirtschaftsbürger waren nun die Fabrikanten und Unternehmer. Die mit uns verschwägerte Familie Volk aus Uissigheim, Fabrikanten in Heilbronn, ist hier zu nennen. Und wie die Handwerker haben sie bis weit ins 20. Jahrhundert keine akademische, sondern eine praktische Berufsausbildung durchlaufen; was gar nicht schlecht war. Ich erinnere mich noch gut, dass die Nachkriegs-Chefs von Volkswagen oft als Lehrlinge in die VW-Werke eingetreten waren. Dass Diplom-Betriebswirte, sozusagen als Quereinsteiger, gleich und nur in Führungsebenen kommen, ist noch sehr neu. Wir können es die Akademisierung der Wirtschaftsbürger nennen, die bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts nicht üblich war.

Von den Wirtschaftsbürgern sind die Besitzbürger zu unterscheiden, obwohl die Übergänge oft fließend sind, wie auch die Familie Mayer zeigt. Die Kinder von Julius Mayer, die Marie und der Richard, konnten es sich leisten, als echte „Bourgeois“ zu leben. Richard war lebenslang „nur“ Maler und Privatier. Damit war er, damals nicht ungewöhnlich, ein Besitzbürger. Nach der klassischen französischen Begriffs-bestimmung ist ein „Bourgeois“ jemand, der hoch anständig von seinem Vermögen leben kann, ohne Arbeiten zu müssen. Das ist etwas an die Vorstellung angelehnt, dass auch der Adel nicht gearbeitet, sondern „nur“ geherrscht habe. In dieser Vorstellung steckt allerdings ein Denkfehler. Lange Zeit, manchmal bis heute, meinten viele Leute, wer Geld oder ein Unternehmen habe, der müsse „nicht schaffen“. Nicht erst heute in einer Wirtschaftsordnung mit hartem Wettbewerb, Globalisierung, Konjunkturzyklen und der ständigen Bedrohung durch den Bankrott, wird diese Ansicht widerlegt. Unternehmensführung, aber auch schon die Grundherrschaft eines Adeligen oder die Vermögensverwaltung eines Bourgeois bedeuten Arbeit, oft sehr risikobehaftete Steuerung der jeweiligen „eigenen“ Angelegenheiten.

In Deutschland war die Einstellung zur Klasse der „Besitzbürger“ zwiespältig. Einerseits finden wir viele Urkunden, Adressbücher und Akten des 19. Jahrhunderts, in denen

„Privatier“ (Anfang des Jahrhunderts) oder „Privatmann“ (2. Jahrhunderthälfte) ganz unverkrampft unter „Berufsstand“ angegeben wird. Auch Richard Mayer hat sich nie anders bezeichnet (z.B. im Heidelberger Adressbuch). Alle Rentner und auch unser Julius Mayer (ab seiner Geschäftsübergabe) nannten sich so. Andererseits zeigen die politischen Zeitschriften in Deutschland ab 1770 deutlich, dass gerade von Seiten der Bildungs- und Beamtenbürger diese Lebensweise kritisiert, manchmal sogar „moralisch“ abgewertet wurde. Der nächste, auch feststellbare Schritt war, dass den Handel treibenden Menschen und Nationen (z.B. England, Niederlande) grundsätzlich eine mindere „Tugendhaftigkeit“ und weniger „Idealismus“ unterstellt wurde. Geld statt Geist regiert dort – nach Meinung der „Gebildeten“.

Die Marie Mayer hat nun ein höchst selbständiges und wohl auch gut überlegtes Leben geführt. Die folgenden Bilder zeigen sie zunächst als junge Frau, „Fräulein“ hieß das damals.

Marie als junge bürgerliche Dame und als Schwarzwälder Maidle (Gutachtaler Tracht)
Wo schaut sie entspannter?

Mit ihrer Ehe hatte sie Pech. Am 07.04.1897. heiratete sie den Benno Maier. Er war Sohn des Cornelius Maier, Professor an der höheren Bürgerschule in Breisach und seiner Frau Stefanie. Von Beruf war Benno Maier zunächst Lehramtspraktikant (heute: Referendar), dann Professor. Er taucht im Jahr vor der Eheschließung (1896) in der Hauptstr.113 a auf, wenige Meter vom elterlichen Haus der Marie entfernt. Die

folgenden Jahre fehlt er. Doch im Jahr 1900 erscheint der Benno im Adressbuch bereits als „Prof. a. D.“ in der Bienenstr.14. Am 23.07.1904 ist er verstorben.

Marie wird ohne Mann schon 1901 im Adressbuch als „Fr. Prof.“ im Elternhaus Hauptstr.102 erwähnt, wo noch die Mutter und der Bruder wohnten. Sie hat nicht mehr geheiratet. Der Bruder Richard blieb unverheiratet, sodass ab 1904 die Mutter und die beiden Geschwister einen gemeinsamen Hausstand in der Hauptstrasse 102 führten. Im Adressbuch werden dort jetzt die „Julius Mayer Witwe“ und die „Prof. Marie Maier Wwe.“ aufgeführt. Erst nach dem Tod der Mutter (1913) erscheint auch der ledige Sohn Richard Mayer, Privatmann, in den amtlichen Unterlagen; vorher gehörte er sozusagen noch zur Mutter, die auch als Witwe die „Ursprungs-Familie“ vertrat. Man denkt noch (mehr) in Familien, nicht in Personen.

Die Mayers waren wie schon erwähnt sehr patriotisch. Marie war wohl recht aktiv im „Verein für das Deutschtum im Ausland“. Womöglich war sie dort Schriftführerin oder Kassenwart; denn es ist eine Liste erhalten, in der alle Heidelberger Vereinsmitglieder vor dem Ersten Weltkrieg aufgeführt sind. Und ich erinnere mich, wie mein Vater einmal sagte: „Der Verein für das Deutschtum im Ausland war ein ganz vornehmer Verein.“ Er selbst ist aber keinem Verein und auch keiner Partei beigetreten. Er war überhaupt kein Vereinsmensch. Ihm genügte seine Katholische Studentenverbindung Ripuaria. Dort war er regelmäßig und gern.

Die Mayers waren auch Lokalpatrioten, echte und überzeugte Heidelberger. Zeitungsausschnitte zur Stadtgeschichte und zum großen, 500-jährigen Universitäts-jubiläum von 1886 wurden gesammelt. Mit der Universität fühlten sie sich sehr verbunden. Und dem Kurpfälzischen Museum hat die Marie schöne Gemälde, auch einen Feuerbach vermacht.

Als 1914 der Erste Weltkrieg ausgebrochen ist, hat sich Marie Maier freiwillig zur Kranken- und Verwundetenpflege gemeldet. Während des ganzen Kriegs war sie mit den Heidelberger Rote-Kreuz-Schwestern Sanitäterin bei der deutschen Südarmee an der Karpatenfront. Das folgende Foto zeigt in der Mitte die „Frau Professor Maier“ (wie mein Vater immer respektvoll sagte) „auf einem Spaziergang mit S. [= Seiner] Exc. [= Excellenz] General Graf Rothmer“ (wie es auf der Bildrückseite in der Schrift von Frau Professor ebenso respektvoll heißt). Die Aufnahme entstand vor einer Krankenstation irgendwo an der Karpatenfront in Österreich-Ungarn.

Marie (ganz rechts) bei der Südarmee an der Karpatenfront

Der Marie Maier muss der Dienst gut bekommen sein. Auf allen Kriegsbildern strahlt die „Frau Professor“. Nie mehr sieht sie so glücklich und zufrieden aus; nie mehr lacht sie so unbeschwert wie an der Karpatenfront.

Doch danach im Frieden war es wieder aus mit einer Berufstätigkeit für eine bürgerliche Frau. Sie kannten es meist nicht anders und wollten es nicht anders. Als im Zweiten Weltkrieg Frauen mit keinem oder nur einem Kind arbeiten mussten, war meine Mutter heilfroh, dass sie zwei Kinder hatte. In unserem Zwei-Familien-Haus wohnte noch die Familie Zeiss (Name geändert) mit nur einem Sohn. Mit Händen und Füßen, vor allem mit angeblichen Krankheiten wehrte sich die „Frau Dr. Zeiss“ gegen den geforderten Arbeitseinsatz. Das war ein solches Gesprächsthema, dass ich mich noch heute gut daran erinnere. Vor allem wurde es als eine Zumutung empfunden. Später wohnte bei uns im Haus die Witwe Herleth, eine nette, angenehme Frau. Sie heiratete wieder. Der Mann war Richter; und sie war überglücklich, dass sie nun nicht mehr arbeiten musste. Dabei war sie kinderlos und Chefsekretärin beim Heidelberger Polizeipräsidenten. Doch nun war sie über solche Dienste und Zeiten endlich drüber draus. Als echten sozialen Aufstieg hat sie das gewertet. Andre Zeiten, andre Werte!

Schauen wir uns nun den Richard an. Von ihm weiß ich eigentlich wenig. Er war wie gesagt der Pate von meinem Onkel Hans. Wenn mein Onkel Hans noch lebte, könnte ich ihn fragen. So kann ich nicht einmal sagen, ob der Richard, der 1914 bei Kriegsausbruch 40 Jahre alt war, wie die gleichaltrigen Brüder von Georg II an die Front musste. War er kränklich? Warum hat er keinen Beruf ausgeübt und nicht geheiratet? Wir wissen es nicht. Auch aus den erhaltenen Fotos ist dazu wenig herauszulesen.

Richard mit „Angebeteter“ (?)

Richard war – aus unserer Sicht – ein sehr begabter Maler und Zeichner. Seine Bilder hat meine Mutter vor dem Umbau des Speichers im Haus Hauptstrasse 102 dort unter Gerümpel gefunden. Sie haben ihr sofort sehr gut gefallen und wurden von ihr aufgehoben – ebenfalls auf dem Speicher in der Beethovenstrasse 58. Meine Frau Birgit und ich, aber auch unsere Kinder finden die Zeichnungen sehr ausdrucksvoll und gelungen. Wir haben viele von ihnen nun in unserer Wohnung und in der Hauptstraße 102 in unserem Büro aufgehängt. Einige hat schon meine Mutter rahmen lassen. Richard Mayer hat – wie erwähnt und gezeigt – auch meinen Großvater, also Georg II, als jungen Mann gezeichnet. Das Bild ist oben auf Seite 88 (Teil 1) zu sehen.

Der Richard konnte sich als Besitzbürger ganz der Malerei und den Reisen widmen. Seine Bilder zeigen, dass er nicht nur in Süddeutschland und der Schweiz, sondern auch in Italien unterwegs war. Viele Ansichten zeigen Motive aus Heidelberg und dem Heidelberger Schloss. Nach dem Ersten Weltkrieg hat sich sein Stil geändert. Ein gewisser Impressionismus oder Expressionismus kommt in ihnen zum Ausdruck.

Im Folgenden sehen wir als Beispiele drei Bilder von Richard Mayer: Zuerst Mittenwald 1910, dann ein Teil des Friedrichsbaus im Heidelberger Schloss und schließlich den Blick auf das Heidelberger Schloss, den Neckar und den Heiligenberg.

Blick auf Schloss, Neckar und Heiligenberg von Richard Mayer

Das nächste Foto zeigt Richard Mayer in reiferen Jahren. Allerdings ist er 1933 mit 59 Jahren gestorben. Er war Altersgenosse und lebenslanger Freund von Georg II.

Richard Mayer

Die Marie Maier habe ich noch kennen gelernt und immer, wenn ich Fotos von ihr sehe, erinnere ich mich auch an sie. Bestimmte Begegnungen habe ich allerdings nicht in Erinnerung. Mein Vater hat viel und stets respektvoll über „die Frau Professor Maier“ gesprochen. Immer wieder einmal hat er auch gemeint, es sei so schön im alten Baden

gewesen, dass die Studienräte noch „Professor“ hießen. Sie hätten sich schon dadurch wohler gefühlt und würdevoller benommen. Das nächste Bild zeigt Marie Mayer in den besten Jahren; so, aber älter ist sie auch mir in Erinnerung.

Marie bei der Handarbeit in ihrem Salon im Hause Hauptstrasse 102

Als mein Vater 1945 aus seiner Rechtsanwaltspraxis in der Hauptstr. 46 ausziehen musste, weil das Haus von der US-Armee beschlagnahmt wurde, hat ihn die Frau Professor Maier aufgenommen. Doch er konnte ihr auch in dieser schweren, hungrigen Zeit helfen. Denn der Georg III kam über seine Schulfreunde, Verwandte und andere Bekannte immer an einige Nahrungsmittel. Schon vom Ersten Weltkrieg her verstand er sich aufs „Hamstern“. Die Frau Professor war dagegen eine typische Stadtfrau ohne bäuerliche Verwandte und ländliche Freundschaften. Da war mein Vater besser dran und er wusste auch, dass Freundschaften immer auf Gegenseitigkeit beruhen, wie er zu sagen pflegte. Auch mit Entnazifizierung und Mietstreitigkeiten hatte sich die Marie Maier herumzuschlagen und mit dem Georg III einen kampferprobten Verteidiger.

Das Haus Hauptstr. 46 gehörte der damaligen Handels- und Gewerbebank. Mein Vater ist nach dem Ende der Beschlagnahme dort wieder eingezogen. Ich kann mich dunkel an dieses Büro, das Treppenhaus und vor allem an die netten Nachbar auf dem gleichen Stockwerk, einen Schneidermeister mit Familie, erinnern. Doch nach nicht allzu langer Zeit benötigte die Bank die Büroräume meines Vaters. Ihm wurde gekündigt und die „Frau Professor Maier“ hat ihn wieder als Mieter aufgenommen.

Nicht allzu lang vor ihrem Tod hat sie ihn plötzlich zu sich gerufen. Sie sagte ihm, dass sie es sich genau überlegt habe und ihm das Haus Hauptstr. 102 übertragen wolle. Mein Vater war dadurch völlig überrascht – und aufgeregt. Denn er wusste um die weite und weitläufige Verwandtschaft Mayer. Noch am gleichen Tag ist er zu seinem Freund, dem Rechtsanwalt Ludwig Rettermann gegangen. Ihn hat er als neutralen und juristisch sehr beschlagenen Helfer zugezogen. Er wollte unbedingt, dass so eine wichtige Sache korrekt und rechtlich einwandfrei abgehandelt wurde. Mit dem Rettermann zusammen wurden dann die Einzelheiten mit der Frau Professor besprochen und festgelegt. Sie bestimmte, dass mein Vater das Haus zum amtlichen, von der Stadt Heidelberg festzusetzenden Schätzwert übernehmen soll. Diese Summe hatte er in die Erbmasse einzubringen und gemäß dem von Marie Maier festgelegten Schlüssel an die Erben zu verteilen. Sie setzte ihn auch als Testamentsvollstrecker ein. Am 22.06.1950 ist sie dann gestorben.

Die Familie Gut

Papa Gut mit Mechthild

Die Quellen, aus denen wir unser Wissen schöpfen, sind bei der Familie Gut vor allem die Gedichte von Georg II. Mit ihnen hat er den Guts aus seinem Familien- und Berufsleben berichtet. Außerdem erfahren wir einiges über die „Guts“. Dazu kommen die Bilder aus den Fotoalben unserer Familie. Auch die mündliche Überlieferung steuert einiges bei, wobei wir hier immer sehr vorsichtig sein müssen. Das habe ich immer wieder festgestellt, wenn ich mündliche Überlieferungen mit schriftlichen Quellen vergleichen konnte.

Unsere Fragen an die Gedichte von Georg II lauten:

Was erfahren wir über die Freunde und ihre Familien?
Was erfahren wir über die Familie von Georg und Emilie?

Wertvoll ist aus meiner Sicht dabei, dass wir so vieles aus dem täglichen Leben und Geschehen anschaulich, humorvoll, oft auch stimmungsvoll vorgetragen bekommen.

Die Freundschaft der Familien wird über die Väter (Georg II und Papa Gut) begründet. Bei Familie Kirner waren es die Mütter (Emilie und Marie Kirner). Vater Gut war möglicherweise ein Studienfreund von Georg II. Sie dürften etwa gleich alt gewesen sein. Nachdem den folgenden Gedicht über „Mama Gut“ wurde die Freundschaft vor allem in Waldshut verfestigt und vertieft.

WILLKOMMENSGRUSS AN MAMA GUT!

Freude herrscht in Pfreundschuhs Hause,
ja, es jubelt Groß und Klein,
weil nach jahrelanger Pause
"Mama Gut" sich findet ein.

Mit ihr kehrt die Jugend wieder,
jener Tage Sonnenschein,
da uns Hegausängers[29] Lieder
warm beglückt am Oberrhein.

Wo wir täglich uns getroffen
in dem Schloß am Rheinesstrand,
wo ein Glauben und ein Hoffen
unsre Seelen eng verband.

Wo wir unsre Freundschaft schlossen
mitten in der Kinder Schar,
und ein jedes, unverdrossen,
hilfreich, wo zu helfen war!

Mama Gut! - Mit Dir kehrt wieder
bei uns ein ein fernes Glück!

[29] Der Hegau ist die fruchtbare Landschaft um Singen, nordwestlich vom Bodensee. Eigentlich hätten sich die Sänger in Waldshut „Hotzenwaldsänger“ nennen müssen. Doch der Hotzenwald ist arm und war verrufen. Unter dem „Hotzenblitz“ wurde in Südbaden eine Brandstiftung verstanden, um sich durch Betrug von der Versicherung einen neuen Hof zu verschaffen.

Waldshuts Zeiten, Waldshuts Lieder,
ach, wie sehn' ich euch zurück!

Neckargemünd, 31. Mai 1922
Georg Pfreundschuh

Das Gedicht ist hier noch einmal aufgeführt, um das Zurückblättern in diesem Buch zu vermeiden. Die Verse drücken gut die Gefühle und Stimmungen der beiden jungen, aufstrebenden Familien aus. Papa Gut wurde in Waldshut auch der Pate von Karl-Heinz, der 1809 dort auf die Welt gekommen ist. – Das folgende Bild zeigt Mama Gut mit einem ihrer „Bobbele“.

Mama E. Gut

Papa Gut war Richter. Und auch das passt wieder gut zusammen, denn in Waldshut war zur damaligen Zeit nicht nur ein Amts-, sondern auch ein Landgericht. Auch das erfahren wir aus dem Badischen Geschäfts-Kalender von 1888. Vater Gut machte als Richter Karriere. Er wurde „Richter am Höchsten der Landgerichte“, wie Georg II dichtete, also Oberlandesgerichtsrat in Karlsruhe.

Am Beispiel der Familie Gut lässt sich schön zeigen, wie stark vor allem damals der Beruf einen Menschen und seine ganze Familie prägte. Das äußerte sich in Kleidung und Auftreten, das formte auch die Welt- und Moralanschauungen. Das folgende Bild zeigt die beiden ältesten Kinder der Familie Gut., die Elisabeth und den Fritzel. Es sind zwei typisch bildungsbürgerliche Kinder aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Die Elisabeth hat ein schönes Kleidchen mit feinen Spitzen und der Fritzel einen Matrosenanzug. Sie schauen selbstbewusst und brav zugleich. Die elterliche Erziehung war erfolgreich und die Kinder haben das richtig gefunden. – Das kann ich nachvollziehen. Denn meine Mutter hat mit mir auch schon von klein auf stets vernünftig, verständlich und – auch aus meiner Kindersicht – überzeugend geredet. Das gilt nach meiner Erinnerung gerade für die knapp zwei Jahre in Tauberbischofsheim während des Kriegs. (Mein mehr eigenwilliger und unangepasster Vater fehlte in dieser Zeit. Er war Soldat.) Ich war damals zwischen drei und vier Jahren. Weil die Zeit auch örtlich festgelegt ist, kann ich sie gut einordnen. Mitte 1945 sind wir nach Heidelberg zurückgekehrt.

Von Fritzel werden wir noch einiges hören. Er wurde ein sehr guter Jurist und Georg II hat ihm als „Primus seines Faches“ herzlich dazu gratuliert. Vom dritten Kind, der Marie, haben wir kein Bild. Aber Georg II hat sie uns gut in seinem Gedicht „Guts Marie“ vorgestellt. Es ist das einzige von Georg Gedichten, das uns in Pfälzer Mundart überliefert wurde. Es ist oben abgedruckt (S. 133). Die Marie war, wie Georg es schön ausdrückt, in Karlsruhe artiges Bürgermädchen, das die Augen niederschlug, „wenn sich ein Mannsbild nähert“. In „Ubstadt uff de Kerwe“ fand sie zu sich selbst und hat ihren stürmischen Gefühlen freien Lauf gelassen.

Die Guts dürften Beamten- und Bildungsbürger wie aus dem Bilderbuch gewesen sein.

Die „Bildungsbürger“ zeichnen sich nach ihren eigenen Wertvorstellungen vor allem durch eine akademische Berufsausbildung aus. „Bildung“ wird zum berufsständischen Ideal und in vieler Hinsicht geradezu verherrlicht. Oft wird es zum Standesdünkel, den diese Gesellschaftsschicht sonst dem Adel vorgeworfen hat. Das wirkt bis heute stark fort. Zunächst waren die meisten Bildungsbürger zugleich Beamte, somit auch „Beamtenbürger“. Das gilt bis heute für die Universitätsprofessoren. Und ein Blick in den „Badischen Geschäfts-Kalender“ von 1888 zeigt, wie weit der Staat durch seine Universitäten und Technischen Hochschulen sowie seine „Staatsexamen“ und schließlich durch seine vielen Dienststellen beim Eisenbahnwesen, den Post- und Telegrafenämtern, dem Straßen-, Brücken-, und Eisenbahnbau in diese Gesellschaftsschicht im 19. jahrhundert hineinreichte und hineinwirkte..

Das strengste und konsequenteste System dieser sozialen, bildungsbürgerlichen Abstufung und gesellschaftlichen Wertbestimmung herrschte und herrscht zum Teil bis heute in Frankreich. Die besuchte Schule oder Hochschule und der dabei erreichte Abschluss bestimmen die gesellschaftliche Anerkennung und den beruflichen Aufstieg eines Menschen. Wer eine der schon zu Napoleons Zeiten gegründeten „Grandes ècoles“ besucht hat, der hat große Aussichten auf die höchsten Ämter in Staat und Wirtschaft. Die Schul- und Universitätslaufbahn sowie die dabei erzielten Abschlussnoten bestimmen in einem für Deutschland unbekannten Maß den beruflichen und gesellschaftlichen „Wert“. Das ist die neue bürgerliche „Ungleichheit“, die die Sozialisten zwar verdammen, aber doch auch für ihre Gefolgsleute wollen und akzeptieren. („Schick Deine Kinder länger auf bessere Schulen“, riefen die 68-iger. Die Ausdrücke „länger’“ und vor allem „besser“ sind entlarvend.)

Es ist historisch höchst interessant und für das Verständnis der „Ungleichheit“ in der bürgerlichen Gesellschaft bis heute sehr aufschlussreich, sich mit dem französischen Schulsystem und insbesondere auch mit den „Großen Schulen“ der Grande Nation zu beschäftigen. Im 19. und frühen 20. Jahrhundert hat dieses Denken auch in Deutschland bei vielen Bürgerlichen Fuß gefasst; und unser Fritzel Gut hatte alle Aussichten auf ein erfolgreiches Leben. Unser Georg II hat dazu ein anerkennendes und passendes Gedicht verfasst. Vor allem weist er zum Schluss aber darauf hin, dass das Wichtigste im Leben nicht Noten und Karriere, sondern die Gewinnung eines „treuen Herzens“ als Ehepartner ist.

AN FRITZEL GUT!

Ich schwarz auf weiß es nun besitze:
Du wurdest Primus, lieber Fritze.
Du hast mit Note "gut" bestanden,
Heil Primus Dir in Bad'schen Landen!
Wir wollen unser Glas erheben:
Prost, Fritzel Gut! - Du sollt jetzt leben!
Wir trinken auf Dein Wohlergehen.
Mögst Du dereinst mit "eins" bestehen
die Frage: - Wem Du Dich verbindest?!
Ob Du ein treues Herz ergründest,
ob wahre Häuslichkeit hienieden
Dir in der Ehe wird beschieden?!

Heidelberg, 7. August 1925

Wenn ich auf mein Leben zurück blicke, dann kann ich nur sagen: Unser Großvater hatte Recht!

Der Fritzel Gut muss in etwa ein Altersgenosse meines Vaters (Jahrgang 1902) sein. Denn als sein Stammhalter Bernhard auf die Welt gekommen ist, hat ihm Georg II wiederum mit einem längeren Gedicht seine Glück- und Segenswünsche zugesandt. Aus ihm sprechen die Vaterfreuden und die Erfahrungen eines Vaters von sieben Kindern.

ZUR GEBURT DES STAMMHALTERS BERNHARD!

Freudig haben wir's vernommen,
daß der Storch nun angekommen,
alles glücklich überwunden,
Bernhard sich hat eingefunden.
Welches Glück und welche Wonne,
wie viel neue Lebenssonne
Euch das Kind ins Haus getragen,
kann ich nicht mit Worten sagen,
Soviel kann ich nur bekennen:
Glücklich war ich stets zu nennen,
König hier auf dieser Erde,
wenn das Schöpfungswort: "Es werde!"
sich erfüllt, wenn neues Leben
uns der Herrgott hatt' gegeben,
und ein Mädel oder Junge
erstmals probte seine Lunge.
Wenn nach Hangen und nach Bangen
heil ich durft' mein Weib umfangen,
dankend ihr, daß sie geboren,
was mein Herz sich auserkoren.
Solche Vaterfreud' hienieden
ward Dir, Fritzel, jetzt beschieden.
Was der Gattin erst geworden!
- Ruhm und Ehren, Titel, Orden,
Macht und Reichtum, Schönheit, Zierde
gleichen nicht der Mutterwürde!
Denn der edelste der Triebe
ist und bleibt die Mutterliebe!
Doch, wie soll ich ihn besingen,
der da kam auf Amors Schwingen,
dem beim Eintritt in das Leben
ward die Note "Gut" gegeben?!
’s ist ein Gut, ein rassereiner,
gleicht dem Großpapa wie keiner!
's ist des Vaters Stolz und Freude,
Mutters schönste Augenweide,
Liebling aller Anverwandten,
aller Onkels, aller Tanten.
Selbst die zücht'ge Gabriele
schloß ihn ein in ihre Seele.
Daß der Junge gut gedeihe,
daß er tags und nachts nicht schreie,

sich an Kuhmilch bald gewöhne,
leicht erhalte seine Zähne,
froh und munter, guter Dinge,
übers Jahr durch's Zimmer springe,
sich an Geist und Körper mehre,
in den Schulen alles lehre,
's Elternhaus mit Tugend schmücke,
eine Jungfrau mal beglücke,
als Gemahl dem Vater gleiche,
einst der Kinder viel erreiche,
und nach einem langen Leben,
reich an Wirken und an Streben,
steige auf zu Gottes Throne!
Dieser Wunsch dem ersten Sohne!

Heidelberg, 7. September 1930

Vor allem dichtet Georg etwas, was einem Absolventen von einer Grande ècole und vielen Bürgerlichen der heutigen Zeit kaum einfallen würde:

„Ruhm und Ehren, Titel, Orden
Macht und Reichtum, Schönheit, Zierde,
gleichen nicht der Mutterwürde!
Denn der edelste der Triebe
Ist und bleibt die Mutterliebe!“

An die Familie Gut sind in der Sammlung von Georg II viele Gedichte gerichtet. Das erste stammt vom 11. August 1908. Es berichtet über die Besichtigung des Neubaus einer Dienstwohnung für Georg und Emilie in Waldshut. Sie war nicht nach dem Geschmack meines Großvaters. Von 1904 bis dahin (1908) waren Notariat und Dienstwohnung im „Rheinschlössle“, einem inzwischen abgerissenen Historismusbau. Allerdings wurde Georg II schon 1909 nach Sinsheim an der Elsenz versetzt.

In einem Gedicht vom 08.09.1916 bedankt sich Georg II für die freundschaftliche Aufnahme, die er bei seinem Besuch der Familie Gut erleben durfte. Sehr schön erwähnt er darin sowohl „Leben, Ehre, Amt und Stand“ als auch die Gattin, die „als Hausfrau goldeswert, schmückt ihm Heim und Herd“. Und wie für die Zeit und den Stand der Familie Gut typisch wird erwähnt, dass die älteste Tochter Elisabeth nun demnächst das Städtchen der Eltern verlässt und ins Schwesternpensionat geht. „reich an Tugend und an Lehren mög’ sie einstens wiederkehren!“ Und für Sohn Fritz wünscht er, dass „Schutz und Schirm von Altar und Thron sei einst euer einziger Sohn!“ Das Gedicht endet mit Grüßen vom Patenkind Karl-Heinz an „Papa Gut“: „Karl-Heinz faltet fromm die Hände, dass es Gott dabei bewende, und er gibt zum guten Schluss seinem Paten einen Kuss!“

Das folgende Gedicht an „Familie Gut in Karlsruhe“ hat kein Datum. Die Verse sind eine Gratulation an Papa Gut, der nun nach Karlsruhe und zwar ans Oberlandesgericht versetzt wurde. Aufschlussreich ist, was Georg II über Sinnsheim sagt. Für die Kinder ist es gut, doch die Eltern würden gern städtischen Leben mit „Theater, Kunst und Wissen“ genießen. Darauf mussten Emilie und Georg II bis 1925 warten und konnten es nur noch sechs Jahre gemeinsam in Heidelberg genießen.

FAMILIE GUT IN KARLSRUHE

Was Ihr jüngstens uns geschrieben
hat uns hochbeglückt, Ihr Lieben;
denn wir haben's gern vernommen,
daß Euch Karlsruh' gut bekommen,
daß der Herrgott dort gegeben
Euch ein recht genehmes Leben.
Halb gelebt ist gut gewohnet,
und ein traulich Heim oft lohnet
mehr als Täler noch und Auen.
Wenn zufrieden uns're Frauen,
wenn sie mütterlich und weise
walten in der Lieben Kreise,
ja, dann gilt von uns'rer Klause:
Gott, der Herr, ist hier zu Hause!
Doch geteilt ist unser Leben,
und uns Männern kann nicht geben
alles unser Heim. - Wir müssen
unser Können, unser Wissen,
unser Sein und unser Wagen
auf den Markt des Lebens tragen.
Wenn wir dort den Platz errungen,
der uns ziemt, dem ist gelungen
unser Werk und unser Streben,
dann ist lebenswert das Leben.

Wie ich weiß ist Euch hienieden
dieses nunmehr auch beschieden;
das Notariat und die Dienstwohnung
sitzt am höchsten Landgericht.
Da nun noch die "kleinen Güter",
über die als treue Hüter
Ihr gesetzt, recht gut gedeihen,
durch Gehorsam, Fleiß erfreuen,
so hat Karlsruh' Euch gegeben
ein gar sehr beglücktes Leben.
Dieses Glück wir gerne teilen,
mög' es stets bei Euch verweilen,
sei Gesundheit, Glück und Frieden
auch im Neujahr Euch beschieden,
mög', was ist, noch lange währen
Bess'res kann ich nicht begehren!
Wir selbst müssen weiter schauen,
auf die Zukunft Häuser bauen.
Sinsheim kann uns niemals geben
ein gemütlich Erdenleben.
Wenn auch gut gedeih'n die Kleinen,
jubeln, herzen, lachen, weinen,
Georg, Mädi, nur zu loben,
weil sie in der Schul' stets oben.
Wenn wir selbst manch' frohe Stunden
hier im Freundeskreis gefunden,
ewig wär's nicht zu ertragen
dies Entbehren, dies Entsagen

auf Theater, Kunst und Wissen.
Nein - den Platz wir haben müssen,
wo der Geist kann vorwärts schreiten,
fühlt den Pulsschlag uns'rer Zeiten,
dieses Sehnen, dieses Hoffen
steht für's neue Jahr noch offen.

Doch das soll uns nicht verdrießen,
dankbar 's alte Jahr zu schließen
und mit hohem Gottvertrauen
in das neue Jahr zu schauen.
Herzensdank soll ich auch sagen
- wie Karl-Heinz mir aufgetragen -
für das Christkind seines Paten.
Er will einst durch gute Taten
seiner würdig sich beweisen,
sich 'nen guten Rufs befleißen.

Vorgerückt ist schon die Stunde,
bald versinkt im Zeitenschlunde
's Jubeljahr, und aus der Zeiten
Schoße will ein neues gleiten.
Drum Glück auf zum neuen Jahre,
alles Schöne, Edle, Wahre,
was wir lieben, was das Leben
uns bedeutet, mög' es geben!

Euer Georg mit Familie

Das folgende Gedicht ist eine „Erinnerung an den 09. und 10. Oktober 1920“. Es finden sich keine Angaben, an welche Familie sich die Zeilen richten. Nach allem, was wir aus den sonstigen Gedichten wissen, dürfte es sich an die Familien Gut richten. Das Gedicht gefällt mir besonders gut. Es trifft so genau die Stimmung, die auch bei unseren Familienfesten herrschte, wenn die Geschwister meines Vaters zusammen waren. Sie haben sich gegenseitig „hochgezogen“ und „gerätzt“ (sehr geläufiger Pfälzer Ausdruck für freundschaftliches Foppen). Das hatte solche Lachsalven zur Folge, dass wir Kinder meinten, die Eltern, die Onkel und Tanten würden gleich sterben. Besonders mein Vater und sein Bruder Hermann konnten dann über Minuten in höchsten Tönen Lacher ausstoßen und kein Wort mehr sagen. Aber auch die anderen standen ihnen kaum nach. Das waren dann die Höhepunkte der Feste. Georg II hat das treffend im folgenden Gedicht nachgezeichnet.

ERINNERUNG AN DEN 9. UND 10. OKTOBER 1920

Wie waren schön doch diese Stunden,
da ich in Eu'erm Heim geweilt, und
wir in Freundschaft, ungebunden,
uns in des Lebens Scherz geteilt!

Von Herzen durften alle lachen,
ein jedes machte seinen Schnitz,
und selbst bei delikaten Sachen nahm
niemand krumm des andern Witz.

Gar manches wurde da gesprochen,
was bis auf 's Mark der Seele ging,
was wir im Leben mal verbrochen,
sich willig in den Ohren fing.

Wo Menschen sich nur Liebes sagen,
ein jedes Wort 'ne Schmeichelei,
da möchte ich Millionen wagen
auf Lug und Trug und Heuchelei!

Neckargemünd, 14. Oktober 1920

Das letzte Gedicht an die Familie Gut stammt vom 22. November 1930. Georg II. war schon krank. Und er bangt bereits um sein Leben, hat aber noch Hoffnung. Das sagt er in den Versen. Am Weihnachtsfest des Jahres 1930 wissen dann er und seine Emilie, aber auch Georg III als Ältester, dass es das letzte gemeinsame Weihnachtsfest sein wird. Georg II hatte Leukämie und starb am 13. April 1931.

Heidelberg, 22. November 1930

Meine Lieben!

Wenn auch draußen ,s Wetter trübe,
blüht im Herzen doch die Liebe!
Darob will ich Liebe spenden
und Euch diese Zeilen senden.
Zehn der Tage sind verstrichen,
seit aus Karlsruh' ich entwichen,
eilt' aus Eurer trauten Klause
dahin, wo ich bin zu Hause.
Is war ein Forschen und ein Fragen,
einem Jeden sollt' ich sagen,
weshalb ich so ausgehalten?!
Mama Guts getreues Walten,
ihre Pflege für den Magen
ließ den Aufenthalt mich wagen.
Papa Gut als Freund daneben!

Konnt es denn was Schön'res geben?
Papa Gut, Du bist ein Guter,
bist mir oftmals wie ein Bruder!
Was Du tatest meinen Lieben,
ist mir tief ins Herz geschrieben.
Bin dem Schicksal sehr verbunden,
daß ich Dich als Freund gefunden.
Glücklich preis' ich den hienieden,
dem ein solcher Freund beschieden.
So geleit' denn Gottes Segen
Euch auf Euren Lebenswegen!
Möge Euch der Himmel geben
G'sundheit, Frohsinn, langes Leben!
Mama. Gut - Dein Tag ist morgen!
Mögst Du frei von Gram und Sorgen,
in der Seele Gottes Frieden,
weise walten lang hienieden!
G'sundheit! - Noch ein Traum für Einen,
der da zu Euch spricht in Reimen.
Wochen werden noch entschwinden,
bis gehoben mein Befinden,
bis ich wieder kann riskieren,
auf dem Büro zu amtieren.
Doch dort, wo die Himmel thronen,
muß ein guter Vater wohnen,
der da segnet seine Kinder
und vielleicht auch mich nicht minder.
Ja, Er schenkt mir Glauben, Hoffen!
Noch steht mir die Zukunft offen,
und es leuchten in der Ferne
mir auch Sonne, Mond und Sterne!
Mit dem Glauben, der uns bindet,
mit der Liebe, die sich findet,
will ich diese Zeilen schließen
und Euch alle herzlich grüßen!

An Familie Gut

Die Familie Kirner

Die Freundschaft mit der Familie geht auf Emilie zurück. Sie war mit der Marie Kirner im „Töchter-Institut“ bei den Benediktinerinnen in Cham am Zuger See. Das folgende Bild zeigt Marie Kirner als junge, schöne Frau. Sie schaut ernsthaft und selbstbewusst. Wir können uns gut vorstellen, dass sie zur Emilie passte. Sie steht auch auf dem Bild oben bei der Kommunion von Hans und Karl-Heinz selbstbewusst und Raum füllend vorn in der ersten Reihe; das steht ihr auch zu. Der Papa Kirner ist ganz oben und hinten versteckt. Wir haben auch von ihm kein weiteres Foto.

Marie Kirner

Auf dem folgenden, verblassten alten Foto ist sie rechts mit langem weißen Kleid und schickem großen Hut zu sehen; so wie sich vor dem Ersten Weltkrieg die feinen Damen darzustellen pflegten. Wir kennen das schon von Emilie und Marie Maier.

Von Maries Ehemann, dem Vater Kirner, ist wie gesagt nur das Folgende kleine Foto erhalten. Es wurde aus dem oben dargestellten Bild zur Kommunion in der Villa Waldwinkel entnommen.

Die Familie Kirner wohnt in Steinen im Wiesenthal (Kreis Lörrach) nahe bei Basel. Vater Kirner war Postverwalter, das war damals die Spitzenposition im so genannten „Niederen Post- und Telegraphendienst“. Das erste Gedicht an die Familie Kirner, das in die Gedichtssammlung von Georg II aufgenommen ist, stammt aus dem Jahr 1916. Die Anmerkung am Schluss des Gedichts von Karl-Heinz lautet: „An Familie Kirner im Kloster Weidenau, wo Mutter gerade weilte.“ Das Kloster Weidenau liegt unmittelbar neben dem Ort Steinen. Möglicherweise wohnten die Kirners dort. Georg II schreibt aus Sinnsheim und schildert uns in dem Gedicht etwas die Schönheit des Wiesenthals „umrahmt von Schwarzwalds stolzen Höhen“.

Sinsheim, 4. November 1916

Meine Lieben!

Um mich her herrscht tiefe Ruh!
Über mir so ab und zu
eine Schnake gierig summt
oder eine Mücke brummt.
Milli, dieses treue Weib,
gönnt mir keinen Zeitvertreib,
ruht in Somnus mächt'gem Arm.
Darob halte ich mir warm
Erika, die Schreibmaschin';
zu ihr zieht's mich jetzo hin.
Erika, noch jung und schön,
kann nicht länger widersteh'n,
legt ihr Farbband an als Schmuck,
tauscht mit mir manch' Händedruck
und erzählt mir, tête-à-tête,
was hinfort geschrieben steht:

In einem Tale lieblich-schön,
umrahmt von Schwarzwalds stolzen Höh’n,
in Badens teurem Oberland,
nicht weit ab von des Rheines Strand,
winkt, sanft umspielt von einer Au,
dem Wandrer 's Kloster Weidenau!
Zu Häupten ihm die Tannen grün,
zu Füßen ihm viel Blümlein blühn,
zur Linken 's klare Bächlein springt,
zur Rechten manch' Walsvöglein singt.
Es ist, als ob von alters her
hier noch ein fromm' Gedenken wär',
als ob der Neuzeit Sturm und Hast
hier noch nicht festen Fuß gefaßt!

Kein Wunder, daß als heil'ges Land
die Vorzeit einstens es gekannt,
daß dort so manches Menschenkind
bewahrt vor Frevel und vor Sünd'.
Noch heute überm Kloster kreist
so manches Pilgers frommer Geist,
kehrt gern zum Erdenfleck zurück,
der ihm erschloß sein himmlisch Glück.
Willst Du der Schöpfung Frieden seh'n,
dann mußt Du hin zum Kloster geh'n!
Inmitten Auen, Feld und Flur,
in keuschen Armen der Natur,
im wundersamen Waldidyll,
dort träumt sich's friedlich, friedlich-still!
Dort schwindet alles Erdenleid,
dort schlürfest Du Vergessenheit!
Natur, sie läutert Herz und Sinn,
zieht Deinen Geist in Sphären hin,
hinan zu jenen lichten Höhn,
wo still-verklärt und ewig-schön
der Schöpfung reinste Liebe wohnt!
Fürwahr ins Kloster mußt Du geh'n,
willst Du der Schöpfung Frieden seh'n!

Um mich rings noch tiefe Ruh'.
Doch der Sturmwind ab und zu
nunmehr an mein Fenster drückt,
mich dem Klostertraum entrückt.
Wieder rauhe Wirklichkeit!
Wieder herbes Erdenleid!
Hier im Innern Sorgen, Not,
draußen Kampf, Verwundung, Tod!

An Familie Kirner im Kloster
Weidenau, wo Mutter gerade
weilte.

Die letzten Zeilen erinnern daran, dass das Gedicht 1916, mitten im Ersten Weltkrieg geschrieben wurde.

Im Jahr der großen Inflation, im Februar 1923 hat Georg II wiederum ein äußerst langes Gedicht von 10 Seiten für die Familie Kirner in Steinen verfasst. Er bedankt sich darin zunächst für einen Brief zum Jahresende von den Freunden in Steinen. Vater Kirner war wohl ernstlich krank gewesen. Und Georg II weißt darauf hin, dass auch er vor 29 Jahren, also 1894, wie wir oben gesehen haben, dem Tod ins Gesicht gesehen hat. Dann geht Georg II auf „Deutschlands Zukunft- und Lebensfragen“ ein: „Ob auf ewig wir geknechtet, ob für immer wir entrechtet, ob ein Krieg in Mitten Frieden unsren Kindern Leid beschieden, das muß jetzt entscheiden werden!“ Georg II sehnt sich nach der Rückkehr zur alten Sitte, zur Treue der Väter und fordert von Deutschland: „Zu dem Herrgott falt die Hände!“. Er prangert Wucher, Habgier und Geiz an, fordert wieder Sparsamkeit und Fleiß: „Alle Welt will spekulieren, jeder sucht zu profitieren, nur der Schieber lebt noch munter, wer nicht mit tut, der geht unter.“

„Ja, wir haben böse Zeiten!“, so beginnt Georg II eine sehr anschauliche Schilderung über sein damaliges Familienleben.

„Denn vor Kapitalanlagen
schützet uns der Kindermagen.
Denkt Euch, es sind elf Personen,
die da beieinander wohnen.
Elf Personen wollen essen,
18 Hühner wollen fressen.
Auch ein Hund und eine Katze,
sind zu Tisch an ihrem Platze.“

Die elf Personen sind die sieben Kinder, die beiden Eltern, die Großmutter Marie und ein Mädchen als Haushaltshilfe. Noch im Februar ist dann Großmutter Marie gestorben. Doch davon ist hier noch nicht die Rede. Georg II schildert vielmehr, wie er sie abends zu Bette bringt, wenn alle anderen schon schlafen. Oben bei der Schilderung der Marie I (S. 30, Teil 1) haben wir die entsprechenden Verse zitiert.

Dann schildert Georg II den Tageslauf. Hans und Karl-Heinz gehen mit Mütz und Ränzel in die Schule. Die Jüngsten, Hermann und Edeltraud, sind offensichtlich noch daheim zu versorgen:

„Sind die beiden dann erledigt,
folgt Mamas „Gardinenpredigt“:
Was ich täte und nicht sollte,
unterließe, und sie wollte,
wie die Kinder ungezogen,
dies und andres wird erwogen.
Doch nicht lang ist mir beschieden
dies Idyll. Mein Morgenfrieden
stört die Uhr, die 8 geschlagen,
nach dem Bahnhof muss ich jagen.
Darum flugs die Aktentasche
Und darin die Literflasche!
Mit dem Rucksack auf dem Rücken
muss ich mich durchs Leben drücken.“

Geschildert wird, dass Georg II sich draußen auch um Nahrungsmittel kümmern muss.

„In dem Haushalt unterdessen
sorgt Mama fürs Mittagessen.
In dem Kochbuch steht die Weisung
und die glückliche Verheißung:
So man hat, soll man nur nehmen!
Heute muss man sich bequemen,
doch recht sparsam auszukommen,
vielmals wird Ersatz genommen.“

Die folgende Szene hat mir ein Leben lang mein Vater immer wieder einmal geschildert. Elf Personen sind um den großen Esstisch herum gesessen, an dem auch meine Kinder groß geworden sind. Und die Elf haben schmale, sparsame Zeiten erlebt. Mein Vater hatte immer den Platz neben seiner Mutter. Darauf hat er als Ältester großen Wert gelegt. Im wurde auch das erste Stückchen Fleisch zugeteilt. Ein Teil davon hat er immer bis zum Schluss aufgehoben, um die Mahlzeit mit einem angenehmen Bissen zu

schließen. Manchmal haben seine frechen Geschwister versucht, mit einem schnellen Gabelstich ihm dieses Stückle wegzuschnappen. Doch nur selten soll es ihnen gelungen sein, so mein Vater. Die Großmama Marie I habe auch in den schlechtesten Zeiten stets darum gebeten, drei Teller Suppe essen zu dürfen. Diese drei Teller waren ihr viel wichtiger als alles andere. Diese Atmosphäre hat unser Georg II in Versen eingefangen und der lieben Familie Kirner übermittelt:

„Wenn es mal halb zwei geschlagen,
hungert's schon so manchen Magen,
und mit oft gar gierigen Blicken
Elfe an den Tisch dann rücken.
Wenn sie ihr Gebet gesprochen,
kommt ein fetter Suppenknochen,
an dem etwas abzunagen,
sich um ihn die Kinder schlagen.
Gibt's was Gutes ja zu essen,
darf Mama sich nicht vermessen,
ungleich dieses zuzuteilen.
14 Augen dann verweilen
auf der Platte, wo sie schneidet,
und die einzeln Stücke scheidet."

Auch dann berichtet uns Georg II etwas, das die mündliche Familientradition uns oft überliefert hat. Emilie war eine sehr gute Köchin.

„Man sofort es auch verspüret,
ob Mama die Küche führet.
Wird sie davon abgehalten,
fehlt einmal ihr treues Walten,
will es niemand so recht munden,
alle zählen schon die Stunden,
bis sie wieder heimgekommen
und den Haushalt übernommen.
Täglich nach dem Mittagsschmause
Folgt ne kleine Ruhepause,
bis zum Tee wird aufgefordert."

Georg II zeigt uns dann die Nöte der Inflationszeit.

„Späterhin Mama beordert
Hans und Heinz, die beiden Knaben,
will sie dies und jenes haben.
Ja, man muss heut tüchtig laufen,
um noch preiswert einzukaufen,
um ein Dutzend Straßen jagen,
bei ein Dutzend Krämer fragen,
lässt sich dutzendmal verfluchen,
will man feilschen und aussuchen.
Geht der Dollar in die Höhe,
dann uns Käufern, wehe, wehe!
Dann die Kaufleut' uns belügen,
das sich Eisenbalken biegen.
Alle War' sofort verschwindet,
Mehl und Fett man nicht mehr findet.
„Ausverkauft" – so ruft ein jeder –

„neue Ware, die folgt später“.
Um uns gründlich irr zu führen
schließen sie sogar die Türen.
Über Nacht wird unterdessen
abgewogen und gemessen,
alte Ware wird verteuert,
Habgier ihre Orgien feiert.
Und in wen’gen, wen’gen Stunden
offeriert sie ihrem Kunden,
in mammonischer Verblendung
alte War’ als neue Sendung.“

Georg II nimmt uns mit zum Nachtessen. „Trefflich schmeckt zum Abendmahle die Kartoffel in der Schale, auch der Hering ist nicht übel und dazu ein wenig Zwiebel.“ Er lobt vor allem Marax, die im Haushalt und beim Versorgen der Kinder bereits „Mamas Stütze“ ist. Sie kann backen, nähen, Zimmer machen, bügeln, sticken und auch andere Sachen. Auch das ist wieder treffend, denn Marax wurde von all ihren Töchtern die trefflichste und strengste Hausfrau. Ihr Ehemann Jus, ein Genießer guten Essens und ein Freund vollendeter Haushaltsführung, war darüber sein Leben lang sehr glücklich. Leider hatten die beiden keine Kinder. Meine Cousine Verena war bis zum Ende der Volksschule bei ihnen; und sie wollten sie nicht nach Düsseldorf zurück geben. Doch der Vater Fritz hat darauf bestanden.

Georg II widmet sich dann seinen weiteren Kindern. Der Karl-Heinz hat offensichtlich nicht gern gelernt. „Auch die Geschichte liegt gar nicht dem Bösewichte“. Georg II muss mit Heinz die Rechnung schreiben und mit Hans Französisch treiben. Karl-Heinz ist ein praktischer Mensch, wie später sein Sohn Hans-Dieter. Zwar wird er nach Meinung seines Vaters „nimmermehr auf Erden ein gelehrtes Haus mal werden“, aber er macht sich im Haushalt und bei den Haustieren äußerst nützlich. „Ja, man muss ne Freude haben, sieht man wirken hier den Knaben.“ Ganz anders ist sein ein Jahr älterer Bruder Hans. „Unser junger Hans dagegen will im Haushalt sich nicht regen, kann von Büchern sich nicht trennen, ihn ‚Karl May’ die anderen nennen.“ Wie Georg II es hier voraus gesagt, ist es dann auch gekommen. Hans wurde Studienrat, später Studiendirektor; Karl-Heinz hat sich aber vom Volksschullehrer bis zum Rektor der Heidelberger Mittelschule, die heute Realschule heißt, hinauf gearbeitet. Beide waren sehr beliebte Lehrer.

Georg II vergisst in diesem riesig langen Gedicht auch nicht „Agnes, unsres Hauses Mädchen, nicht die flinkste hier im Städtchen, doch ein ehrlich, braves Wesen, gut im Rechnen, Schreiben, Lesen, wissbegierig mit den Ohren.“

Die dann folgenden Verse über Großmutter Marie I wurden schon erwähnt und zitiert. Als letztes der Kinder wird mein Vater, der Schorschel, also Georg III vorgestellt.

„Nun zum Ältesten der Kinder,
das in Karlsruh’ diesen Winter
auf der Hochschule studieret,
dort das Technikum probieret.
Wird Georg das Studium passen,
oder wird er’s wieder lassen,
um zu Jus zurück zu kehren,
das der Vater hält in Ehren?
Was ihm einstens auch beschieden,

er kann selbst sein Glück nur schmieden;
denn ich ließ ihm seinen Willen,
tat ihm seinen Wunsch erfüllen."

Georg II hatte Recht. Der Schorsch, mein Vater, sattelte nach zwei Semestern auf die Juristerei um. Sein lebenslanger Freund Hermann Münch, mit dem wir ihn schon oben bei der Gießkanne mit den Maikäfern gesehen haben, hatte ihn wohl nach Karlsruhe gelockt. Der Hans Münch ist dann Diplomingenieur geworden. Das hat mein Vater hoch anerkannt. „Denn das Ingenieurstudium ist ein sehr schweres Studium", hat er immer wieder einmal rückblickend betont.

Georg II lässt uns dann noch etwas in seine Dichterwerkstatt blicken.

„Vieles wüßt' ich noch zu schreiben
über unser Tun und Treiben,
doch der Brief ward lang und länger,
und mir selbst ward bang und bänger;
denn zwölf Wochen sind zerronnen,
seit ich diesen Brief begonnen.
Diesen Brief, der nicht zu Hause
ward geboren in der Klause,
der entstand auf meinen Reisen.
Frischer die Gedanken kreisen,
wo, dem Zeitgetrieb entrücket,
mich die Einsamkeit beglücket,
wo Natur mit ihrer Liebe
wecket die latenten Triebe,
um vom Ewig-Schönen-Wahren
mir ein Stück zu offenbaren.
Mögen Völker sich entzweien,
mögen Rachgier, Hass gedeihen,
mögen rohe Kräfte walten
und Europa so gestalten,
dass ihm ewig Krieg beschieden …
die Natur hält ihren Frieden!
…

Frühling wird's in Deutschlands Gauen.
Neue Blüte, neues Leben
mög' ein Frühling Deutschland geben!
Also will ich heute schließen
und Euch alle herzlich grüßen,
wünsch' Euch allen Wohlergehen
bis wir uns mal wiedersehen!"

Dieses Gedicht hat auch Onkel Karl-Heinz so gut gefallen, dass er es im Dezember 1975 als Weihnachtsgruß all seinen Geschwistern schickte. Der große Gedichtsband ist dann erst zu Weihnachten 1979 gefolgt.

Werfen wir noch einen Blick auf die Kinder der Familie Kirner. Das folgende Bild zeigt Magda, die sich hier wohl für Fastnacht als Holländerin verkleidet hat.

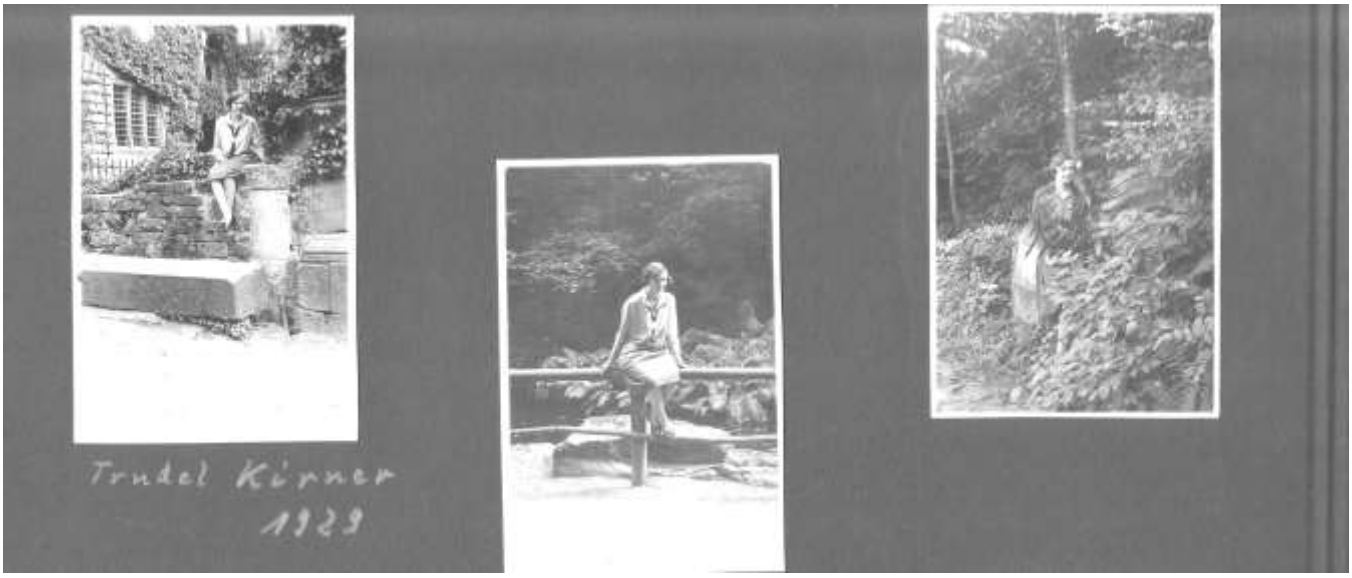
Der Magda hat der Georg II auch ein Gedicht gewidmet.

DER MAGDA KIRNER!

Es war am Sonntag hell und klar,
am Sonntag nach Johanni gar.
Ein Mann von schöner, schmucker Art,
der lud Dich ein zur Autofahrt.
Um acht Uhr früh, lieb Mägdelein,
sollst, bitte, Du in Todtnau sein.

Dort harret Dein, o holde Maid,
ein Herz voll Glück und Seligkeit.
Nimm dich in acht, im Autobus
gibt er Dir einen Liebeskuß!
Ich ahn's, Du kannst nicht widerstehn,
um Deine Ruhe ist's geschehn.

Steinen, im Sommer 1927



Einige Bilder in den Fotoalben von meinem Vater und Onkel Hans zeigen dann die Töchter der Familie Kirner mit den Pfreundschuh-Buben. Aus den Liebeleien ist nichts geworden. Keiner heiratete die Traudel oder Magda Kirner, was meine Patentante Traudel mir gegenüber bedauerte. Sie war ihren Schwägerinnen nicht immer wohl gesonnen – vorsichtig ausgedrückt. Manchmal frech, vielleicht auch überheblich waren die Äußerungen vom „Bobbele“ in diese Richtung. Zitieren will ich nichts, damit kein falscher Eindruck entsteht; denn ich stimmte in dieser Beziehung mit meiner Patentante nicht überein.

von links: Karl-Heinz, Traudel Kirner, Hans, Marax (außer Traudel K. alles Kinder von Emilie und Georg II) im Hintergrund die Burg „Schwalbennest“ von Neckarsteinach

Das folgende Bild zeigt dann Traudel Kirner mit ihren Kindern. (Wie sie als Verheiratete geheißen hat, steht nicht dabei.) Die Handschrift stammt von meinem Vater, aus dessen Album das Foto kommt.

Wir werden unten bei dem „frühen Tod von Georg II“ noch einmal auf die Mutter Marie Kirner zurückkommen. Sie hat Emilie in den schweren Stunden des Abschieds begleitet und getröstet.

Die Familie Grein

Die Freundschaft zur Familie Grein muss hier unbedingt erwähnt werden. Allerdings ist schon oben das lange Gedicht wiedergegeben, das Georg II im Februar 1920 an sie gerichtet hat. Wir wollen dies hier nicht wiederholen. Wer es sich noch einmal ins Gedächtnis zurück rufen will, der kann auf die Seite 168 zurückblättern.

Hier ist aber im Folgenden ein Foto von Otto Grein. Das Gesicht ist mir sehr bekannt und ich kann mich gut an diesen schmächtigen, kleinen und wohl zähen Mann erinnern.

Er ist meinem Vater und mir öfters wie erwähnt bei Spaziergängen in Neunheim begegnet.

Mein Vater hat mir dann erzählt, dass der Grein ein sehr guter Jurist und Richter war. Einmal hat er meinem Vater anvertraut, dass er eine ganze Nacht nicht schlafen konnte. Denn er hatte einen Angeklagten des Mordes für schuldig gehalten und verurteilt. Doch dann sind ihm letzte Zweifel gekommen. Er wurde immer unruhiger. Als dann der Verurteilte aber keine Berufung eingelegt hatte, sondern das Urteil annahm, war sich der Richter Grein wieder seiner Sache sicher. „Ein Unschuldiger wäre in jedem Falle in die Berufung gegangen“, meinte er.

Die Bundesbrüder von der Landsmannschaft Teutonia

Als schneidigen Landsmannschaftler haben wir ein Foto des Rechtsanwaltes Karl Singhof in den Familienalben. Dankenswerter Weise hat mein Vater in seiner Handschrift in Klammern hinzugefügt „Teutonia“. Zum Jahrestag des Todes von Singhof hat Georg II seinem Bundesbruder ein Gedicht gewidmet. Es ist ebenfalls oben bereits abgedruckt als Rückblick von Georg II auf die Zeit des gemeinsamen Verbindungslebens und studentischen Treibens (S. 98, Teil 1).

Die Studentenverbindungen werden bis heute auch Korporationen, also Körperschaften genannt. Der Ausdruck weist auf die alte, noch aus der Ständeordnung stammende Herkunft hin. Am Beginn des 19. Jahrhunderts waren es vor allem noch sogenannte „Orden“ mit christlichem oder freimaurerischem Hintergrund. Sie kämpften für die alte „Burschenfreiheit“ und hatten ein Sonderrecht mit eigener Gerichtsbarkeit; wie alle ständischen Körperschaften von den Zünften bis zur Universität. Ab den Aufständen gegen Napoleon gaben dann die großdeutsch und national gesinnten Burschenschaften den Ton an. Sie standen im Wettstreit mit den Landsmannschaften, in denen sich Studenten mit gleicher landsmannschaftlicher Herkunft zusammenschlossen. Corps waren besonders elitär, Mensur[30] freudig und manchmal an eine adelige Herkunft geknüpft. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts gewannen dann die katholischen Studentenverbindungen an Bedeutung.

Um 1900 waren zwei Drittel der Juristen in Korporationen. Die Korporationen beherrschten die Studentenvertretung, den „Studentenausschuss“. Die sogenannten Freistudenten gründeten 1903 die „Heidelberger freie Studentenschaft“, die sich schon 1913 wieder geräuschlos auflöste.[31]

Georg II ist gleich zu Studienbeginn mit drei Freunden einem rechts- und staatswissenschaftlichen Verein beigetreten, der sich dann in die Landsmannschaft Teutonia umgründete. Die Verbindungen verstanden und verstehen sich als lebenslange Freundeskreise. Besonders gilt dies für jene „alten Herren“, die am Sitz ihrer Korporation wohnen.[32]

[30] Mensur ist das Wettfechten bei „schlagenden Verbindungen“. Bei diesen muss eine bestimmte Anzahl von Pflicht-Mensuren geschlagen werden. Dabei soll es als Zeichen der Tapferkeit zu (nicht immer ungefährlichen) Verletzungen kommen. Vor allen, aber nicht nur Corps-Studenten haben oft lebenslang im Gesicht eine oder mehr Narben („Schmisse“) (vgl. Bild von Karl Neuburger S. 263)

[31] vgl. Schroeder, Klaus-Peter, „Eine Universität für Juristen und von Juristen“, a.a.O., S. 52 ff., 360

[32] Die besten und lebenslangen Freunde meines Vaters waren seine zahlreichen Bundesbrüder von der katholischen Studentenverbindung Ripuaria. Ihr traten auch die Brüder Hans und Karl-Heinz bei.

Karl Singhof in „vollem Wichs“ als schneidiger Teutone

Singhof war auch Offizier. Das folgende Bild zeigt ihn in Uniform.

Bundesbruder und Rechtsanwalt Karl Singhof in Uniform

Zu den Freunden der Familie aus der Landsmannschaft Teutonia gehört auch Hans Pfisterer. Er ist oben auf dem Bild von der Erstkommunion unserer Hans und Karl-Heinz ebenfalls abgebildet (Ziff. 18). Auch ihm hat Georg II auf einer Trauerkneipe der Teutonen im August 1927 in Versform gedacht. Einige Zeilen sind dabei Wiederholungen aus dem Gedicht an Singhof.

Zu den Freunden von Teutonia gehört auch Rechtsanwalt Karl Fritscher, dessen Foto schon oben abgebildet ist (S. 89, Teil 1). Er ist auch auf dem Familienfoto, das Onkel Hermann auf Fronturlaub zeigt, als Gast zu sehen (S. 153).

In den Familienalben sind noch einige Bilder von Freunden, über die ich sonst nichts weiß. Andererseits sind auch im Gedichtband von Georg II einige wenige Gedichte an

Freunde und Kollegen, die mir nicht bekannt sind. Daher wollen wir auf sie hier nicht weiter eingehen.

Doch die Mitglieder einer Familie waren mit Georg II und auch noch mit meinem Vater Georg III eng verbunden. Es war die Familie Neuburger.

Die Familie Neuburger

Die Familie Neuburger hatte zwei Söhne, den Leopold und den Karl. Beide waren Bundesbrüder von Georg II bei der Landsmannschaft Teutonia. Mit Karl hat Georg II eine besonders lange und gute Freundschaft verbunden. Sie waren schon als Gymnasiasten Freude. Karl wird dies gleich in seiner Trauerrede schildern. Georg II hat daher auch den „Vater Neuburger“ gekannt und ihm zu seinem 70. Geburtstag im März 1927 ein Gedicht gewidmet.

RECHTSANWALT NEUBÜRGER ZUM 70. GEBURTSTAG!

Mir öffnet meine Muse heut' die Pforten,
und dieser Tag leiht meiner Seele Schwingen!
Der Lyra Saiten reih'n sich zu Akkorden!
Gönn' mir das Glück, ein Liedchen Dir zu singen:

Der lachende Frühling mit all seiner Macht
hat einst auf den Armen der Welt Dich gebracht,
ein sprossendes Leben, 'ne schaffende Lust
hat er Dir gepflanzet in Seele und Brust.

Dich küßte die Sonne: "Lieb Knabe sei mein,
Du sollst hier auf Erden ein Sonnenkind sein!
Ich will dafür sorgen, daß Gott Dir behüt'
hienieden auf immer ein Pfälzer Gemüt!"

Es waren die Parzen auch huldvoll gesinnt
Dir, Pflanze des Frühlings, Dir sonnigem Kind.
Die spinnenden Nornen am Webstuhl der Zeit,
sie flochten im Weltkrieg auch Dir herbes Leid.

Und heute, wo Jahre an Jahre gereiht,

schlägt Dir noch im Busen ein Herz, das sich freut.
Ist Dir noch geöffnet fürs Edle der Blick,
ist "hilfreich und gut sein" Dein vornehmstes Glück.

Der Lenker des Weltalls, der Lenker der Zeit,
er gönnt Dir ein Leben noch lange wie heut'!
Die Sonne im Herzen, das Pfälzer Gemüt
und Goethesche Ethik er treu Dir behüt'!

Heidelberg, 11. März 1927

Der Vater und seine Söhne waren Rechtsanwälte. Das war damals bei jüdischen Familien eine bevorzugte Berufswahl. Der Sohn Leopold hat dann in Heidelberg die väterliche Kanzlei in der Hauptstraße 129 übernommen, der Karl ist nach Baden-Baden und hat sich dort in der Lichtenthaler Straße 7 niedergelassen. Im „Verzeichnis der Rechtsanwälte und Notare in der DL [= Deutschen Landsmannschaft]“ sind beide und auch Georg II aufgeführt.

Mit diesen beiden Bundesbrüdern kommen wir zugleich zum frühen Tod von Georg II. Denn in den Familienakten sind uns vor allem die Trauerreden der beiden Brüder hinterlassen.

Hören wir zuerst die „Rede von Herrn Rechtsanwalt Neuburger in Heidelberg bei der Trauerkneipe für den Alten Herrn der Landsmannschaft ‚Teutonia’ zu Heidelberg am 11. Juni 1931“.

> „Mit Georg Pfreundschuh, dessen Gedächtnis wir heute ebenfalls feiern, habe wir einen Bundesbruder verloren, der, wenigstens in früherer Zeit, mehr als irgendeiner mit uns und unserer Korporation verbunden gewesen ist.
>
> Wie er vor Jahren, so lange er noch in Heidelberg weilte, fast auf keiner Kneipe und keiner sonstigen Veranstaltung fehlte, so hat er, als er wieder nach Heidelberg, der Stadt, in der er seine frohe Jugend verlebte, zurück gekehrt ist, nahezu an sämtlichen Altherrenabenden teilgenommen.
>
> Als Mensch war Pfreundschuh von einer seltenen Herzensgüte, von einer Vornehmheit der Gesinnung und Menschenfreundlichkeit und von einer rührenden Treuer seinen Freunden gegenüber. Wo und so oft er erschien, verbreitete er Sonnenschein und es ist sehr vielen von uns bekannt, dass er ein gottbegnadeter Dichter gewesen ist.
>
> Als Beamter war er die Gewissenhaftigkeit selbst, er besaß ein von allen anerkanntes Pflichtgefühl und seinen sämtlichen Untergebenen hat er ein geradezu vorbildliches Wohlwollen entgegen gebracht.
>
> Seine vorgesetzte Behörde hat seine hervorragenden Eigenschaften und sein hervorragendes Wirken dadurch anerkannt, dass sie ihm schon vor einigen Jahren die leitende Stelle beim hiesigen Notariat übertragen hat.

Nicht zuletzt werden seiner all diejenigen in Liebe und Dankbarkeit gedenken, die mit ihm dienstlich in Berührung kamen und denen er ein treuer Berater und Freund gewesen.

Seiner Gattin und seinen sieben Kindern war er ein liebevoller, aufopferungsfreudiger Gatte und Vater und wurde von diesen abgöttisch geliebt und verehrt.

Es ist eine Tragik des Schicksals, dass wir, seine Freunde zusehen mussten, wie der Todesengel sich ihm langsam näherte und, dass er es nicht mehr erleben durfte, seine älteste Tochter im Brautkleide zu sehen. Sein Tod kam uns überraschend, obwohl wir ahnen mussten, dass seine Tage gezählt seien.

So nehmen wir auch heute an dieser Stätte nach alter studentischer Weise von unseren beiden Bundesbrüdern Abschied mit dem Bewusstsein, dass das Andenken an dieselben bei uns fortleben wird bis in die fernsten Zeiten.

Es sei diese ernste Stunde des Gedenkens an unsere treuen Toten für uns Lebende eine Stunde der Verinnerlichung und innerer Erhebung der Seele und des Geistes. Wir ehren das Andenken der lieben Toten dadurch, dass wir im Geiste immer mit ihnen verbunden bleiben. Wir rufen den Toten das Dichterwort nach:

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht,
Nach 100 Jahren klingt sein Wort und seine Tat dem Enkel wieder."

Leopold Neuburger"

Der Karl Neuburger war mit Georg II noch viel enger verbunden, die beiden waren auch Schul- und Jugendfreunde. Sein Foto (siehe nächste Seite) finden wir in einem unserer Familienalben. Er hat von einer Mensur einen ganz schönen „Schmiß" [= Narbe von einer Verletzung beim Fechten].

Karl Neuburger hat – ebenfalls auf einer Veranstaltung von Teutonia – die folgenden Worte gesprochen.

Zum ehrenden Andenken an unseren Bundesbruder Georg Pfreundschuh

Mein lieber Jugendfreund u. Bundesbruder Georg Pfreundschuh wurde zu Grabe getragen, als ich auf einer beruflichen Reise in Südtirol weilte.

Da es mir so versagt war, ihn zu seiner letzten Ruhestätte zu begleiten, so will ich ihm an dieser Stelle einen Nachruf halten.

Georg Pfreundschuh war am 29. April 1874 geboren. Er starb kurz vor Vollendung seines 57 ten Lebensjahres.

Unsere Freundschaft geht auf die Sexta[33] des Heidelberger Gymnasiums zurück.

Wir haben das Heidelberger Pennal zusammen durchlaufen; wir haben das Abiturium und alle Staatsexamina zusammen absolviert. Wir haben in der Schule und in den Examina nebeneinander gesessen.

Im Wintersemester 1893/94 sind wir mit unseren längst verstorbenen Mitschülern Bauer u. Müller als Füxe in den damaligen Rechts- u. Staatswissenschaftlichen Verein eingetreten.

Georg Pfreundschuh war ein treuer zuverlässiger Kamerad, der in seiner Studentenzeit, wie in seinem Beruf sehr viel für seine Freunde u. Nebenmenschen übrig hatte u. der sich nie mit Rat u. Tat versagte, wenn er angerufen wurde.

Er hat manchen Bundesbrüdern u. deren Familie in teurer Weise beigestanden, trotzdem er selbst für eine zahlreiche Familie zu sorgen hatte.

Er war ein Mensch mit reichem Innenleben u. einer starken poetischen Ader.

In unserer Pennälerzeit, später in unserem Bunde war er unser Hausdichter.

In seinem Berufe leistete er Ausgezeichnetes. Er tat nicht nur seine Pflicht, sondern er tat unter Aufopferung seiner Gesundheit mehr, als sein Dienst verlangte.

Er war mit Recht stolz darauf, dass er unter Überspringung von mehr als 30 Vorderleuten zum Vorstande des Notariats Heidelberg ernannt worden ist.

[33] So hieß früher die erste Klasse im Gymnasium (heute: Klasse 5).

Mit Heidelberg war er mit allen Fasern seines Herzens und seines Gemütes verbunden.

Er führte mit seiner Frau und 7 Kindern ein vorbildliches Familieleben.

Seine Frau schreibt mir mit Recht: „Warum musste dieser edle Menschenfreund die Augen so früh zum ewigen Schlummer schließen. Sein ganzes Leben war ein ständiges Mühen u. Sorgen für andere."

Dem lieben alten Jugendfreund, den ich nie vergessen werde, möchte ich die treffenden Worte aus Goethes „Hermann und Dorothea" nachrufen:
„Des Todes rührendes Bild steht nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende des Frommen."

K a r l N e u b u r g e r

(Handschriftlicher Zusatz von Georg III: „Baden-Baden. Später durch einen tragischen Unfall verstorben.")

Die Neuburger haben meinem Großvater Georg II noch einen siebenarmigen Leuchter geschenkt. Die Emilie hatte ihn immer in ihrem Wohnzimmer auf einer Regalwand stehen, die von Barockengeln getragen wurde. Meine Mutter meinte, dies sei auch während der ganzen Zeit des Dritten Reiches so gewesen. Den Leuchter hat dann, wie viele andere Erinnerungsstücke, mein Vater übernommen. Er stand dann immer in unserem „Herrenzimmer" in der Beethovenstraße 58 unter dem großen Erkerfenster im Regal. Heute wird er von mir im großen Wandschrank im Salon in der Hauptstraße 102 aufgehoben.

Mein Vater hat mir immer erzählt, dass auch der Leopold Neuburger durch einen tragischen Unfall kurz vor der nationalsozialistischen Verfolgung verstorben ist. Im Heidelberger Adressbuch erscheint er letztmals im Jahr 1936. Seine Schwester Auguste ist dann ab 1937 nicht mehr in der Hauptstr. 129 aufgeführt, wo sie und die Familie zuvor seit 1915 wohnten. Ihre Anschrift (mit dem Zusatz „Priv.“) ist nun bis 1939 der Neckarstaden 29. Sie wurde dann mit allen badischen Juden im Oktober 1940 in das französische Lager Gurs verschleppt. Was diese Menschen dort erlebten und wie sie dann weiter in die Vernichtungslage transportiert wurden, werden wir im dritten Buch darstellen.

Der Heidelberger Rechtsanwalt Leopold Neuburger war meinem Vater sehr verbunden und ein väterlicher Freund. Georg III wollte bei ihm auch seine Referendarsstation machen. Doch damals hatten alle Heidelberger Rechtsanwälte vereinbart, dass bei ihnen jeder Referendar die Verpflichtung unterschreiben muss, dass er sich nach seinem zweiten Examen in Heidelberg nicht niederlassen werde. Daher ist dann mein Vater nach Tauberbischofsheim zum Rechtsanwalt Löhr gegangen und hat dort seine Referendarstation absolviert. Über diese Verbindung sind wir dann 1944 wegen der Bobenalarme dorthin gegangen.

Als Georg III 1931 sein zweites Examen abgelegt hatte, war sein Vater Georg II kurz danach verstorben. Nun wollte er noch seinen Doktor machen; doch die Emilie sagte ihm, dass sie bei sechs unversorgten Kindern dies nicht finanzieren könne. Damals (1931/32) war außerdem die Weltwirtschaftskrise. An Bankkredite war nicht zu denken. Georg III hat daher bei seinen reichen Verwandten in Heilbronn, den Fabrikanten Volk, angeklopft. Der Brief ist noch bei den Familienakten. Doch die Volks stellten sich taub.

Er ist dann, wie er mir einige Male schilderte, zu Leopold Neuburger gegangen. Dieser sagte zu ihm: „Schorschel, wenn du Rechtsanwalt werden willst, brauchst du nach meiner Meinung nicht den Doktor. Ich habe ihn auch nicht. Wenn du ihn aber unbedingt machen willst, dann werde ich dir helfen. Ich habe in Baden-Baden reiche Verwandte, die leihen uns sicher das Geld.“ Und so war es dann auch. Der Baden-Badener Karl Neuburger, der gute Freund von Georg II, hat ihm ohne weitere Nachfragen großzügig den benötigten Kredit gewährt. Er ließ ihm sogar ausrichten, dass er sich wegen der Rückzahlung keine Gedanken machen solle. Wenn es ihm später gut gehe, solle er daran denken. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten, in welchem Jahr ist mir nicht bekannt, haben die Erben Neuburger aus Baden-Baden dann geschrieben, dass sie das Geld nun bräuchten. Sie müssten auswandern. Der Schorschel hat es ihnen dann sofort zurückbezahlt. Zum Glück konnte er es, denn er hatte überraschend schnell in seinem Beruf Fuß gefasst. Auch das werden wir dann in Buch III schildern. (Auf dem über vier Seiten langen Brief in Maschinenschrift an den „lieben Onkel“ Hermann Volk, Fabrikant in Heilbronn, hat Georg III am Schluss dann handschriftlich vermerkt: „Darlehen sodann von Rechtsanwalt Neuburger B. Baden erhalten und zurück bezahlt.“) Das waren noch Freunde!

Der frühe Tod von Georg II

Mit den Brüdern Neuburger sind wir schon beim frühen Tod von Georg II angekommen. Dazu gehört noch eine Begebenheit, die meine Mutter öfter erzählte. Im Krieg haben sie und die Traudel (‚s Bobbele) einmal die Schwester der Neuburger, die Auguste Neuburger, auf der Heidelberger Ernst-Walz-Brücke getroffen. Traudel hatte in der Schule wie alle ein BdM-Jäckle verpasst bekommen [BdM = Bund deutscher Mädels, die Entsprechung zur Hitler-Jugend]. Meine Mutter entschuldigte sich sofort. Die Traudel sei kein BdM-Mädel und keine Nationalsozialistin. Die Auguste Neuburger sagte: „Oh, ich weiß doch. Man muss mit den Wölfen heulen. Gut, dass der Georg das nicht mehr erlebt hat. Der hätt' sein Maul nicht halten können." Den letzten Satz wiederholte sie. Nach allem, was wir heute wissen, haben vor allem die Brüder Neuburger Glück gehabt, dass sie das nicht mehr erleben mussten.

Das folgende Bild zeigt die letzte Weihnacht mit Georg II. Die Gesichter der Personen sprechen für sich. – Marax hat ihren Jus dann kurze Zeit nach dem Tod ihres Vaters auf einer „stillen Hochzeit" geheiratet. Georg II hat Julius noch ein Gedicht gewidmet (kommt in Buch III). Georg III und Karl-Heinz, vor allem aber Emilie wissen um den nahen Tod.

hinten stehen von links: Georg III, Karl-Heinz, Marax, Jus
in der Mitte sitzen: Georg II und Emilie
vorne von links: Traudel, Hermann, Mechthild, Hans

Onkel Karl-Heinz hat in seiner „Rückschau ins Elternhaus“, die er seinen Geschwistern zu Weihnachten 1975 schickte, einige Auszüge aus dem Briefwechsel mit der Familie Kirner beigefügt. Sie betreffen die schweren letzten Monate im Leben von unserem Georg II. Sie führen uns auch noch einmal die enge Freundschaft zwischen Emilie und Marie Kirner vor Augen. Marie hat der Emilie in den Tagen und Stunden des Tods von Georg II beigestanden.

Vater an Familie Kirner Heidelberg, 22. Dez 1930

Unsre Lieben!
Auch wir danken Euch vielmals für eure Glück- und Segenswünsche zu Marias Verlobung und das so schöne Verlobungsgeschenk, welches Maria selbst sehr erfreut.

Wie wir euren Brief entnehmen durften, geht es euch allen gut.
Wir hatte in diesem Jahr viel Glück, aber auch Leid. Unsere drei Söhne haben ihre Examina bestanden, Maria ist verlobt. Dagegen bin ich selbst immer noch außer Dienst und krank. Die Krankheit ist äußerst langwierig und lässt sich nur allmählich beheben. Nun – ein neues Jahr bringt neue Hoffnungen. …

Vater an Familie Kirner Heidelberg, 8. Jan 1931

… Ich bin in Behandlung von Herrn Geh. Rat Prof. Dr. von Krehl. 20 Bestrahlungen habe ich bis jetzt über mich ergehen lassen müssen. Ich werde wohl nächstens wieder bestrahlt werden müssen.
… Hans und Karl-Heinz sind nunmehr beide in die Praxis eingetreten und erteilen Unterricht, jedoch um Gottes Lohn. Der Staat zahlt für das praktische Jahr nichts. …

Karl-Heinz an Familie Kirner Heidelberg, 15. März 1931

… Ihr wisst, dass unser treuer Vater seit 1. Juli letzten Jahres schwer leidend und außer Dienst ist. Wer hätte das gedacht von ihm, der eigentlich nie krank, der fast nie in Ferien war! Diese Krankheit lastet verständlicherweise auf unserer Familie wie ein Alp, und zwar je stärker, je länger die Krankheit wärt. Zudem muss er seit über acht Tagen das Bett hüten. – So etwas zermürbt einen, nicht nur Vater, der seelisch schon ziemlich deprimiert ist.
… Hans hat nun auch sein Staatsexamen abgelegt. Er hospitiert und unterrichtet als Referendar seit Januar am hiesigen Gymnasium. Georg hat – wie Ihr wahrscheinlich wisst – sein Assessorexamen abgelegt und wird sich voraussichtlich als Rechtsanwalt niederlassen. Wenn nur alle Söhne bald selbstständig werden können! …

Tante Maria Kirner an ihre Familie Heidelberg, den 19. Apr. 1931

Soeben kommen wir vom Friedhof, wo wir unserem lieben verstorbenen Freund einen Besuch abstatteten. Es ist ein schönes Plätzchen, wo er im Schatten großer alter Bäume unter einer Masse von Kränzen ruht.

… Heinz und Mechtheldis waren an der Bahn. Emilie hatte eine große Freude, dass ich kam. Es gingen einige Verwandte zur Friedhofskapelle um den lieben Toten nochmals zu sehen; ich wollte lieber nicht mit und ihn so im Andenken behalten; denn er wäre furchtbar abgemagert. Niemand glaubte, dass die Krankheit so schlimm wäre. Am Sonntag ging Edeltraud zur Ersten Heiligen Kommunion. Da war Onkel noch ein wenig auf dem Sofa im Wohnzimmer und hat zuhause auch die Heilige Kommunion empfangen. Er hatte aber eine sehr schlechte Nacht. Bevor er starb, wollte er noch zu allen reden, konnte aber nichts mehr sagen. Dann ist er ganz ruhig eingeschlafen.

Die Beerdigung war sehr schön und feierlich. Es wurden viele Kränze nieder gelegt und schöne Grabreden gehalten. Die Herren waren so ergriffen, dass sie zum Teil kaum reden konnten. Bei strömenden Regen wurde er in die Erde gesenkt. Das Sprichwort heißt hier: Dem Gerechten regnets ins Grab, dem Ungerechten am Hochzeitstag.

Es waren viele Verwandte hier, die ich nun alle kennen gelernt. Zwei Brüder von Georg und Cousin, die ihm täuschend ähnlich sind. … Emilie ist so ziemlich gefasst. Sie wurde eben durch den Besuch viel abgelenkt. Wenn mal alles wieder in normalen Gleisen ist, wird das Heimweh erstrecht zum Ausbruch kommen. Die Kinder sind alle so lieb zu ihr; das ist so wohltuend, wenn man sieht, was in dieser Familie eine Harmonie herrscht.

… Heute Früh war ich mit Hans und Heinz im Kloster Stift Neuburg im Amt. Es wurde für Georg gehalten. Es war ein schöner Weg, immer dem Neckar entlang. …

Onkel Conrad Kirner an seine Frau — Steinen, 20. Apr. 1931

Meine liebe Mama!

Eben kam Dein längst erwarteter Brief an. Unsere Gedanken haben den lb. Georg am Donnerstag auf seinem letzten Gang begleitet. Ich glaube gerne, dass Emilie froh um Deine Gegenwart ist und erst jetzt wohl, nachdem der Trubel und die erste Aufregung sich gelegt haben. Du schreibst, Du wolltest schon heute abreisen. Doch nehme ich an, dass Du heute noch nicht fort kommst. Wegen uns kannst Du ruhig noch diese Woche bleiben, denn Mariale ist ein sehr besorgtes Hausmütterchen. …

Tante Maria Kirner an ihren Mann — Heidelberg, 25. Apr. 1931

Lieber Conrad!
Heute Nachmittag kam ich in Besitz Deiner Karte. Auf allseitiges Bitten habe ich mich überreden lassen und blieb diese Woche noch hier, weil Du ja selbst geschrieben hast, dass ich ruhig fortbleiben könne. … Nun ist Morgen, Sonntag, im Stift noch ein Seelenamt für lb. Georg, wo die ganze Familie hingeht. …
Ich bin hier so gut aufgenommen, wir haben auch sehr schöne Spaziergänge gemacht; es ist prächtig, wo jetzt die Bäume in voller Blüte stehen. …
Morgen kommt der Bräutigam von Maria und bleibt bis Montag. Auch Onkel Hermann ist hier. Emilie hat eine große Sucherei, bis die Papiere alle beisammen sind. Schorsch hat nämlich alle Correspondenz aufgehoben, und es sind etliche Schränke voll.
Dir und Maria herzlichen Gruß und Kuss
Gruß von allen! Eure Mutter

Wir wollen dieses Buch über Georg II und Emilie mit dem Testament von Georg II schließen.

Mein letzter Wille!

Meine Ehefrau Emilie Pfreundschuh geb. Heizmann setzte ich zur Universalerbin meines gesamten Nachlasses ein.
Verheiratet sich meine Frau wieder, so hat sie am Tage ihrer Wiederverheiratung jedem meiner Kinder als Vermächtnis den Betrag von 1.500.- GM – Eintausendfünfhundert Goldmark – herauszuzahlen. Eine Goldmark entspricht dem Preis von 1/2790 kg Feingold. Maßgebend für die Zahlung ist der letzte vor der Zahlung amtlich festgestellte Preis des Feingoldes.
Wenn ein Kind nach meinem Ableben seinen Pflichtanspruch geltend macht, so verliert es den Anspruch auf das Vermächtnis im Wiederverheiratungsfalle meiner Ehefrau.

Meine Frau war ihren Kindern stets eine liebevolle, vorbildliche, treubesorgte Mutter, eine Mutter, wie ich sie mir nicht besser und vortrefflicher hätte denken können. Ich erwarte deshalb von meinen Kindern, dass sie nach meinem Tod ihre Mutter in jeder Lage des Lebens treu zur Seite stehen und ihr durch ihr Verhalten ihr gegenüber einigermaßen das vergelten, was sie ihnen als Mutter gegeben hat und bis zu ihrem letzten Atemzug geben wird.

Heidelberg, Donnerstag den 3.November 1927
gez: Dr. Pfreundschuh Justizrat.

\- - - - - - - - - - - - - - - - - - - -

II HAT. 450/31.

Vorstehende Abschrift erhalten Sie gemäß §2262 BGB. Zur Kenntnisnahme an Eröffnungsstatt.

Heidelberg, den 30. April 1931.
Notariat Heidelberg II:.
gez: Schäfer
Ausgefertigt:
Geschäftsstelle des Notariats.

Die Familie hat nach dem Tod von Georg II die Dienstwohnung in der Rohrbacher Str. 17 verlassen und ist in die Uferstr. 22 gezogen. Was dort geschehen ist, soll im Buch III „Die Witwe Emilie und ihre sieben Kinder (1931 – 1947)“ berichtet werden.

von links: Hans, Mechthild, Hermann, Georg III, Emilie, Traudel
(Marax und Karl-Heinz fehlen)
Wenn das Bild vergrößert wird, sind die Personen erkennbar.

Inhalt

Emilie und Georg

Teil 1

Vinzenz und Marie im „Bären“ zu Neustadt

Der Bären – Gasthof und Fuhrunternehmen
Vinzenz – der Fuhrmann
Marie – die Wirtin auf dem Bären
Emilies Geschwister: Marie II – Karl – Anna

Die junge Emilie

Liebesfreud und Liebesleid
Ehe und Familie
Mit Gott durch’s Leben
Wille zum sozialen Aufstieg
Die Bürgerlichen zwischen Adel und Bauernstand
Der junge Notar von gegenüber

Der junge Georg II

Elternhaus und Jugend im Musebrotviertel?
Student in Heidelberg

Georg und Emilie als Familie

Teil 2

In Neustadt auf dem Schwarzwald (1901 – 1904)

In Waldshut am Hochrhein (1904-1909)

In Sinsheim an der Elsenz (1909 – 1920)

Die Friedensjahre im Großherzogtum und Kaiserreich
Glückliche Kinder in „Sinse“
Die Familie im Ersten Weltkrieg (1914 -1918)

In Neckargemünd (1920 -1925)

Wieder in Heidelberg (1925 – 1931)

Beförderung zum Oberjustizrat
Stift Neuburg
Schurman-Stiftung zu Gunsten der Universität Heidelberg

Die Geschwister von Georg II

Die Freunde der Familie

Die Familie Mayer
Die Familie Gut
Die Familie Kirner
Die Familie Grein
Die Bundesbrüder von Teutonia
Die Familie Neuburger

Der frühe Tod von Georg II